

Deutsch-Rumänische Hefte

Caiete Româno-Germane



Halbjahresschrift der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft

Publicație semestrială a Societății Germano-Române

Jahrgang XVI • Heft 1 • Sommer 2013

- Sabine Krause** „Ich gebe dir Ciorba, gib du mir die Ewigkeit!“
Streifzug durch die rumänische Küche
- Mieste Hotopp-Riecke** Das transkulturelle Regionalbewusstsein der Dobrudschaner
Deutsche und Tataren zwischen Integration, Solidarität, Migration
- Lida Froriep** Wende oder Ende? Religiöse Identitätsbildung der
Siebenbürger Sachsen in postkommunistischer Zeit
- Othmar Kolar** Bessarabien als Teil von Großrumänien
Rumänien und Bessarabien 1918–1940
- M. Niemczik-Arambașa** „Moderner Eiserner Vorhang“?!
Zum Alltag der Bevölkerung an der rumänisch-moldauischen Grenze
- Helga Stein** Ludwig Adolf Staufe-Simiginowicz – ein heute wenig beachteter
Bukowiner Volkskundler, Landeskundler und Geograph
- Romanița Constantinescu** Gregor von Rezzoris Maghrebinien aus maghrebinischer Sicht
Über die „Andersartigkeit“ des Südostens
- Hermine-Sofia Untch** Tätigkeitsbericht 2012
Deutsch-Rumänische Gesellschaft Berlin e.V.
- Neue Bücher**

Deutsch-Rumänische Hefte

Herausgeber: Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.

Redaktion: Dr. Josef Sallanz (v.i.S.d.P.)
Dr. Silvia Machein
Kirsty Otto
Marianne Theil

E-Mail: redaktion@deruge.org

Die Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) sind der Mitgliederrundbrief der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) und zugleich eine allgemeine Zeitschrift.

Auflage: 600 Exemplare. Erscheinungsrhythmus: halbjährlich.

Zurückliegende Ausgaben der DRH können abgerufen werden unter: www.deruge.org, Onlinehefte.

Satz/Layout: Brigitta-Ulrike Goelsdorf

Druck: VS Breinfeld, Berlin

Bezug: Für Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) ist der Bezug der DRH kostenlos. Jahresmitgliedschaftsbeitrag: 60 Euro, ermäßigt 30 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt). Beiträge sind steuerlich absetzbar. Von Nichtmitgliedern der DRG, die die DRH beziehen möchten, erbitten wir eine Spende. Satzung und Selbstdarstellung der DRG sowie weitere Informationen und Beitrittsanträge können unter der Anschrift des Herausgebers angefordert werden.

Spenden: Die DRG ist gemeinnützig. Spenden an die DRG sind steuerlich absetzbar. Als Nachweis gilt bei Beträgen in Höhe von bis zu 200 Euro der Kontoauszug als Beleg. Für höhere Beträge stellen wir Ihnen gern eine Zuwendungsbestätigung aus. Bitte vergessen Sie nicht, Ihre Anschrift auf dem Überweisungsträger anzugeben.

Bitte benutzen Sie für Spenden folgendes Konto:

Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.
Postbank Berlin
Konto-Nr.: 230108
BLZ: 100 100 10
IBAN: DE94100100100000230108
BIC: PBNKDEFF

Textbeiträge sind als DOC-Datei an die E-Mail-Adresse der Redaktion zu senden. Die in den DRH veröffentlichten Beiträge geben die Meinung ihrer Verfasser und nicht in jedem Fall die des Herausgebers oder der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich das Recht auf redaktionelle Änderungen und Kürzungen vor. Für unverlangte Einsendungen keine Gewähr.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,

mit dem „Streifzug durch die rumänische Küche“, die bestimmt bei vielen von Ihnen kulinarische Erinnerungen an Ihren letzten Rumänien-Aufenthalt wachrufen wird, weist S. Krause bereits auf die Vielfalt in Rumänien hin. So hat beispielsweise das rumänische Nationalgericht sarma (Krautwickel/Weinblattrolade) orientalische Wurzeln. Vielleicht haben Sie diese Köstlichkeit auch während Ihres Urlaubs in der Dobrudscha genossen, einer Region, die rund 600 Jahre unter osmanischer Herrschaft stand und in der heute noch Türken und Tataren leben. Mit den kulturellen Verflechtungen zwischen Tataren und Dobrudschadeutschen, die knapp 100 Jahre zwischen Donau und Schwarzem Meer zu Hause waren, befasst sich M. Hotopp-Riecke. L. Froriep erörtert in ihrem Artikel den Stellenwert von Kirche und Glauben bei den Siebenbürger Sachsen, die rund 850 Jahre im Karpatenbogen siedelten, für die kollektive Identitätsbildung.

Mit Themen der historischen Region Moldau beschäftigen sich vier Beiträge: O. Kolar geht auf die Periode ein, als Bessarabien Teil von Großrumänien war; und M. Niemczik-Arambaşa beschreibt den Alltag der Bevölkerung diesseits und jenseits des Pruth. Die Bedeutung der volks- und landeskundlichen Studien von L. A. Staufe-Simiginowicz für die Bukowina hebt H. Stein hervor. Man ist erstaunt, dass sein Band „Rumänische Märchen aus der Bukowina“ erst 2010 in rumänischer Sprache publiziert wurde. Danach präsentiert R. Constantinescu „die Andersartigkeit des europäischen Südostens“ aus Gregor von Rezzoris maghrebinischer Sicht.

Schließlich stellt H.-S. Untch den Tätigkeitsbericht der DRG für 2012 vor; der ein Jahr mit ähnlich vielen Facetten zusammenfasst, wie sie diese Ausgabe der DRH widerspiegelt.

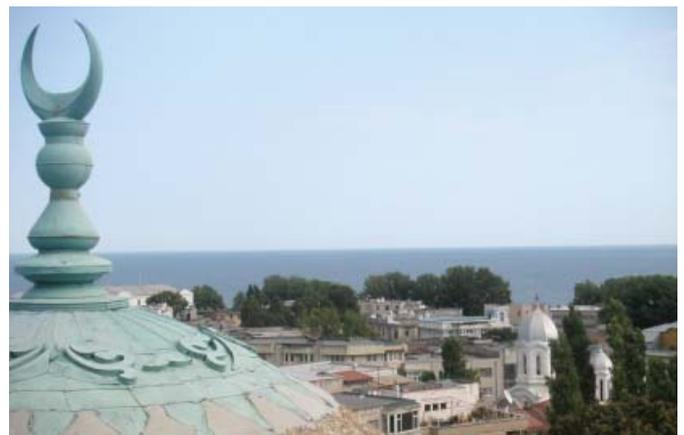
Eine erkenntnisreiche Lektüre wünscht Ihnen

Ihr
Josef Sallanz

Blick von der Großen Moschee (Carol-I.-Moschee) über die Altstadt von Konstanza/Constanța auf das Schwarze Meer. Die Moschee wurde im Auftrag von König Carol I. zwischen 1910 und 1912 nach Plänen von Gogu Constantinescu und Victor Ștefănescu erbaut, als Vorbild diente die Moschee von Konya in der Türkei.
Foto: Josef Sallanz

Inhalt

- 4 Sabine Krause**
Streifzug durch die rumänische Küche
- 7 Mieste Hotopp-Riecke**
Das transkulturelle Regionalbewusstsein der Dobrudschaner
- 10 Lida Froriep**
Religiöse Identitätsbildung der Siebenbürger Sachsen in postkommunistischer Zeit
- 13 Othmar Kolar**
Bessarabien als Teil von Großrumänien
- 16 Mihaela Niemczik-Arambaşa**
Zum Alltag der Bevölkerung an der rumänisch-moldauischen Grenze
- 19 Helga Stein**
Ludwig Adolf Staufe-Simiginowicz
- 21 Romanița Constantinescu**
Gregor von Rezzoris Maghrebinien
- 24 Hermine-Sofia Untch**
Tätigkeitsbericht DRG 2012
- 27 Neue Bücher**
 - Ana Blandiana: In einer spanischen Herberge. Essays (*Edith Ottschofski*)
 - Herta Müller: Vater telefoniert mit den Fliegen (*Cosmin Dragoste*)
 - Johann Lippert: Tuchfühlung im Papierkorb. Ein Gedichtbuch (*Maria Irod*)
 - Miklós Bánffy: Die Schrift in Flammen. Roman (*Ingeborg Szöllösi*)
 - Eginald Schlattner: Mein Nachbar, der König. Verlassene Geschichten (*Andreea Dumitru*)
 - Ion Lihaciu: Czernowitz 1848-1918 (*Ioana Rostos*)
 - Egon Balas: Der Wille zur Freiheit (*Mariana Hausleitner*)
 - Tina Olteanu: Korrupte Demokratie? (*Anton Sterbling*)
 - Crisula Ștefănescu: Sergiu und Ioana Celibidache (*Knud Breyer*)
 - Klaus Bochmann, Vasile Dumbrava, Dietmar Müller, Victoria Reinhardt (Hrsg.): Die Republik Moldau. Ein Handbuch (*Edda Binder-Iijima*)
 - Diana Schanzenbach: Rumänien. Reiseführer (*Claudiu Zippel*)



Streifzug durch die rumänische Küche

„Ich gebe dir Ciorba, gib du mir die Ewigkeit!“

Sabine Krause

„Gibt es eine traditionelle rumänische Küche oder nicht?“ titelte die Zeitung *Adevărul* in ihrer Ausgabe vom 1. Dezember 2012, dem rumänischen Nationalfeiertag, und kam zu dem Ergebnis, dass diese Frage nicht eindeutig zu beantworten sei. Auch der Fernsehmoderator und Autor Radu Anton Roman hatte im Vorwort zu seinem 2001 erschienenen Buch „*Bucate, vinuri și obiceiuri românești*“ geschrieben: „*Unter dem emphatisch narzisstischen Titel ‚rumänische Küche‘ finden sich ... alle Speisen der Welt: antik oder modern, türkisch oder arabisch, österreichisch, griechisch, französisch, russisch, jüdisch, polnisch und noch von anderswo. Denn was sind Moussaka, Ciorbă, Fleischklößchen, Bohnen mit Räucherhaxe, Clătite und andere sogenannte ‚unverfälschte‘ Gerichte anderes als Ablagerungen, ... Angeschwemmtes, sei es aus der osmanischen Besatzung, seien es französische, deutsche, griechisch-fanariotische oder andere Einflüsse*“. Später ergänzt er allerdings, dass „*in den meisten Fällen freilich nicht die Originalrezepte überlebt haben, sondern vielmehr diskret ins Rumänische ‚übertragen‘ wurden, mitunter so, dass ihr Ursprung kaum mehr zu erkennen ist.*“

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit erheben zu wollen, hier nun einige „typische“ Speisen, die dem Vormarsch von Globalisierung, Fast-Food und Fertiggerichten erfolgreich trotzen konnten:

Mămăligă ist international eher unter der italienischen Bezeichnung *Polenta* bekannt. In der Vergangenheit ersetzte *Mămăligă* in ärmeren Dörfern häufig das Brot, galt beinahe bis in unser Jahrtausend gar als „Armeleute-Essen“. In den letzten Jahren ist sie jedoch zu neuen Ehren gekommen und wird inzwischen in den besten Restaurants als Delikatesse serviert. Bevor der Mais nach Europa gelangte, war *Mămăligă* ein Hirsebrei, der übrigens schon bei den Römern als *pulmentum* bekannt und dort wohl so weit verbreitet war, dass die Griechen ihnen den Beinamen *multiphagonides* (Hirsebreiesser) gaben. Bekanntlich wurde der Mais im 16. Jahrhundert durch Hernán Cortéz in Spanien eingeführt und verbreitete sich in ganz Europa. Da er mäßige Wärme und Feuchtigkeit benötigt, war und ist die rumänische Donauebene bis heute eines der besten Maisanbauggebiete Europas. Laut ungarischen Quellen gelangte der Mais 1692 zunächst ins Banat und löste im 17. und 18. Jahrhundert allmählich die Hirse ab. In der Ausgabe der französischen Universalenzyklopädie von Pierre Larousse aus dem Jahre 1873 findet sich das Stichwort „*mamaliga*“ mit dem Verweis auf „gekochten Maisgries, den man in den Donaufürstentümern findet“. In der Bauernküche wird *Mămăliga*

gewöhnlich schnittfest zubereitet. Heute gilt sie als gesunde, vitaminreiche, kostengünstige und durchaus schmackhafte Alternative zum Brot. Zubereitet wird sie in einem speziellen Gefäß, dem *Ceaun*. Gewöhnlich wird sie mit *Smântână* (Smetana) und Käse gegessen, in Scheiben mit Schweineschmalz oder Öl gebraten, gern auch zerpflückt in heißer Milch gelöffelt, als süße Variante in Kakao oder heißer Schokolade. Beliebt ist *Bulz*, mit Butter und Käse gebackene *Mămăligă*; raffinierter ist *Bălmoș*: Hier wird der Maisgries (*Mălai*) in Schafsmilch geköchelt, dazu kommen in ganz bestimmter Abfolge *Smântână*, *Telemea* (hausgemachter Feta), *Cașcaval* (Hartkäse aus Schafsmilch, ähnlich dem englischen *Cheddar*), *Urdă* (Frischkäse aus Schafsmilch). Es heißt, heutzutage könnten nur noch wenige ein echtes *Bălmoș* zubereiten.



Ein Klassiker: *Mămăligă* mit *Sarmale* (Krautwickel), *Smântână* (Smetana/Sauerrahm) und Dill. Foto: *Stiopa*

griechischen oder polnischen Küche, doch sind es auch hier wieder „rumänische Interpretationen“, die allesamt tagelang im Ofen schmoren und mit Dill und *Smântână* serviert werden: mit klassischer Füllung aus geräucherter Schweinefleisch in gesäuerten Kohlblättern in der Walachei oder in Siebenbürgen (*Sarmale de la Sibiu*), mit Fischfüllung (*Sarmale de pește*) in der Dobrukscha, und nicht zuletzt in der moldauischen Variante (*Sarmale moldovenești*) in Weinblättern oder – wenn auch nur noch selten – in Sauerampfer. Darüberhinaus gibt es hunderterlei andere Füllungen, z. B. in den Fastenzeiten vor Weihnachten oder Ostern, die nach aktuellen Umfragen immerhin von etwa 50% der Rumänen eingehalten werden.

Ciorbă ist bei Griechen, Türken und auf dem Balkan als *Tschorba*, bei Russen, Ukrainern und Polen (dann säuerlicher) als *Borschtsch* bekannt. In ihren schier unzähligen Varianten gilt sie vor allem in ihrer berühmtesten Form, der *Ciorbă de burtă* (Kuttelsuppe), als „kulinarisches Erbe“, und dies nicht allein wegen ihrer außerordentlich großen Popularität, sondern auch wegen der Zutaten wie *Smântână*, Eigelb, Suppengrün und Essig

bzw. *Borș* (Brottrunk), die sie unverwechselbar werden lassen. Radu A. Roman zitiert in seinem 2008 posthum erschienenen Reisetagebuch „În Delta cu Jacques-Yves Cousteau“ keinen Geringeren als den berühmten französischen Meeresforscher mit den Worten: „*Sollte ich über diese außerordentliche ‚Tchorba‘ urteilen, in ihren mannigfaltigen Formen und Aromen ..., dann würde ich sagen, dass nicht nur die Welt nichts über Rumänien weiß, nein! Rumänen, ihr selber wisst nichts von euern Wundern. Mit eurer Küche zumindest seid ihr überaus reich in eurer sogenannten Armut.*“

Und dann die **Clătite**, die rumänische Variante der Crêpes – die *Madeleines* vieler Rumänen: Man halte einen Augenblick inne und erinnere sich an den Geschmack der Kindheit, um dann wiederum Radu A. Roman Recht zu geben, der schrieb: „*So eigenartig dies scheinen mag, wir sind von allen anderen verschieden bis hin zu den Clătite. Die französische Variante, die Crêpes, sind brüchiger, poröser als die ‚mioritischen‘, sie können nicht aufgewärmt werden, denn dann werden sie trocken und pappig (eben ‚Krepp‘). Die russische Variante – Blini – sind viel dicker, aus einem komplizierten Teig. Die ‚karpatinische‘ Clătita jedoch ist einmalig in ihrer geschmeidigen Einfachheit. Durchrieselt einen bei ihrem Genuss nicht ein patriotischer Schauer? ... Es lebe unsere Clătita!*“

Obligatorisch auf (fast) jedem rumänischen Tisch ist der Pflaumenschnaps, **Țuică**, meist als Hausgebrannter in verschiedensten Qualitäten und Stärken, als Willkommens-trunk oder als Aperitif. In der kalten Jahreszeit vertreibt er heiß (mit Zucker, Pfeffer und geriebener Zitronenschale) jeden Infekt und gilt auch sonst als bewährtes Hausmittel bei allerlei Beschwerden. *Țuică* hat auch eine rituelle Bedeutung: So bietet der Brautvater während der Hochzeitsfeier jedem Gast ein Gläschen an und bringt dann einen Trink-spruch auf die Neuvermählten aus. Bei einer orthodoxen Beerdigung erhält die Trauergemeinde am Ausgang des Friedhofs ein Stück Brot und ein Glas *Țuică*, um auf die Seele des Verstorbenen zu trinken. Dabei wird ein wenig auf den Boden verschüttet, begleitet von dem Ausspruch *Dumnezeu să-i primească!* (Möge Gott dies für sie/ihn empfangen!), bevor das Glas geleert wird.

Nicht zu vergessen: die **Weine**. In Rumänien wird gern auf die Jahrtausende alte Weinkultur verwiesen: Bereits bei Herodot sei der Weinhandel an der Schwarzmeerküste erwähnt. Nachdem zunächst lediglich für den „Hausgebrauch“ gekeltert wurde, kann spätestens ab dem 16. Jahrhundert von einem systematischen Weinbau die Rede sein. Die klimatischen und geologischen Bedingungen erlauben dies auf dem gesamten Territorium des Landes. Bekannte rumänische Rebsorten sind *Silvener*, *Grasă de Cotnari*, *Frâncușă*, *Fetească Albă* (Weiße Mädchentraube) aus Cotnari in der Moldau, die Rotweine *Băbească* (Großmuttertraube), *Fetească Neagră* (Schwarze Mädchentraube) aus der Bukowina, Dessertweine aus Murfatlar in der Dobrudscha. Gut gedeihen

auch „ausländische“ Rebsorten, wie die „weißen“ *Chardonnay*, *Pinot gris*, *Traminer* oder *Muskat Ottonel*, die vor allem in Siebenbürgen und in der Walachei zu finden sind, und die „roten“ *Pinot Noir*, *Cabernet Sauvignon*, *Merlot* im Banat oder im Kreischgebiet.

In Abhängigkeit von Klima und Landschaft, der Kombination der Zutaten und der Einflüsse der Nachbarn gibt es freilich deutliche regionale Unterschiede:

In **Siebenbürgen** werden im Hochland Mais, in der Ebene Weizen angebaut – also gibt es „oben“ *Mămăligă* und „unten“ (Weiß-)Brot. Große Schafherden geben Wolle, Milch und Fleisch. Schaf- und Hammelfleisch wird vor allem in Suppen verarbeitet, und der Bauer, der vor dem Winter ein Schaf schlachtet, konserviert das Fleisch als *Bujeniță* (sauer eingelegt mit Knoblauch und Gemüse), das bis zum Frühjahr hält. Im Sommer wird sehr viel Gemüse gegessen, als *Ciorbă* oder in Fett geschmort. Milch und Käse von Kuh und Schaf stehen jeden Tag – bis auf die Fastenzeit – auf dem Tisch. Das Schwein ist unbestritten der „Star“ unter den Fleischlieferanten: Schweineschmalz gehört in nahezu alle Speisen, von der *Ciorbă* bis hin zum Gebäck. Geräucherter und gekochter Schinken und Speck werden das gesamte Jahr über gegessen – „naturell“ mit jungen Lauchzwiebeln und einem Gläschen *Țuică* (siebenbürgisch *Pali* aus ungar. *Pálinka*), oder als „Universalzutat“: Mit fein gehackten Zwiebeln ausgelassen, kommt er in die *Ciorbă* und in die *Cârnați* (frische oder geräucherte Schweinswürste nach ungarischen, sächsischen oder österreichischen Rezepturen und mit vielen lokalen Nuancen). Es gibt weiterhin Blutwürste, Schwarzenwürste, heiße oder kalte Grammeln, Grützwürste mit Gersten- oder Weizengraupen. „Einbrenne“ mit Zwiebeln gehört als „Dickmacher“ in jede *Ciorbă*, dazu Estragon als typische Würze, Essig oder Sauerkrautsaft zum Säuern, Eigelb, Mehl und *Smântână* zum „Verfeinern“. Als besondere Spezialität sei die *Ciorbă* aus grünem Salat mit Eierflocken und Rippchen erwähnt. Klare Suppen werden mit Griesnockerln und hausgemachten Nudeln zubereitet. Österreich hat weiterhin das Wiener Schnitzel beigetragen, Ungarn Kesselgulasch und Paprikasch. Als Nachtisch sind Striezel oder üppige Creme- und Nusschnitten beliebt.

Auch im **Banat** finden sich österreichische, ungarische, dazu noch serbische Einflüsse. Milch und Fleisch liefert das Schaf, wobei Letzteres vor allem gebraten oder gegrillt wird. An Sonn- und Feiertagen wird ein Huhn aufgetischt, zu Ostern und zu Pfingsten traditionell ein Lamm geschlachtet. Die Donau und ihre Zuflüsse sowie zahllose Teiche und Seen sorgen für ein reiches Fischangebot. Mais, Kartoffeln und viele Gemüsesorten (Zwiebeln, Paprika, Kürbis, Auberginen, Bohnen, Linsen, Blumenkohl, Tomaten, Meerrettich, Knoblauch) dienen als tägliche Nahrung. Pflaumen liefern die Grundlage für die allgegenwärtige *Țuică*, Kirschen, Aprikosen, Birnen für andere Obstbrände (*Rachiu*, *Pálinka*) und Liköre.

In der **Maramuresch** dominiert eine archaisch anmutende Hirtenküche. Auch hier liefert das Schwein Fleisch, reichlich Schmalz und Speck. Unverzichtbar sind Produkte aus Kuh- oder Schafsmilch, vor allem Käse. Die *Mămăligă* wird mit *Tochitură* (Geröschtl) und Käse abwechselnd geschichtet, im Ofen gebacken und dann sehr heiß mit jungen Lauchzwiebeln und einem „wohltuenden“ Gläschen *Horinca* (doppelt gebrannter Pflaumschnaps), serviert – einfach und dabei überaus köstlich! An Feiertagen gibt es *Sarmale* und *Ciorbă*, Schmorbraten oder mit Leber und Gemüse gefülltes Huhn.

In der **Bukowina** ist die Basis für die „einfache“ *Mămăliga* mit Bohnenmehl oder Gerstengrieß gemischtes *Mălai*; in den Bergen gibt es *Bălmoș*. Bei Gemüse sind die Favoriten Zwiebeln, Rüben, Knoblauch, Bohnen, Erbsen und Linsen, rote Rüben. Darüber hinaus finden Brennnesseln (als Suppe mit Eigelb verfeinert), Löwenzahn, Sauerampfer und alles, was Wald und Wiesen noch an Pilzen, Beeren, Blatt- und Kräuterwerk hergeben, Verwendung.

Die **Moldauische Küche** gilt als „raffiniert“ und ist von der russischen und ukrainischen Küche beeinflusst. Die Moldau gilt als Heimat der *Alivence* (Kuchen aus Maismehl und Käse), der *Plăcinte* – Strudel oder Blätterteigpasteten, darunter die *Plăcintă cu drob* (mit Lammeuschel gefüllt) und der *Pârjoare* (gebackene Fleischknödel). Von hier kommen die berühmtesten Borschtsch- und *Ciorbă*-Varianten (z. B. mit Geflügelklein und Liebstockel), *Mămăligă* mit *Tochitură* oder zerlassener Butter, Speck und Käse, die legendären *Sarmale moldovenești*, die *Cârnați moldovenești* (grobe Schweinswürste). Im Frühling gibt es *Ciorbă* aus Brennnesseln, Wildkräutern, im Sommer Gemüsegereichte, an Sonn- und Feiertagen Huhn, zu Ostern Lamm, zu Weihnachten Schweinefleisch, *Drob* (Lammeuschel), Geflügel- und Gemüsesülzen. Besonders beeindruckend ist die Fülle verschiedener Vorspeisen, z. B. aus grünen Melonen, gesalzenem oder saurem Fisch, Eiern, Roter Bete oder eingelegtem Gemüse. Unverzichtbar ist die *Zacuscă*, ein Mus aus Paprika, Auberginen und Tomaten, je nach Familienrezept angereichert mit allerlei weiteren Zutaten. Bevorzugte Süßspeisen sind *Saraile* (ähnlich dem türkischen *Baklava*), und *Alviza*, eine Halwa-Variante aus Weizengrieß, gemahlener



Süße Verführung: Cozonac (Hefekuchen) mit Nussfüllung. Foto: L. Kenzel

Walnüssen, Honig oder Zuckersirup. *Clătite* werden mit Quark oder Kirschen gefüllt und mit *Smântână* im Ofen überbacken. Daneben gibt es *Torturi* – reichhaltige Torten mit Nugat-, Creme- oder Schokoladenfüllung – sowie *Cozonaci* – mit Mohn, zerstoßenen Walnüssen oder Rosenblätterkonfitüre gefüllte Hefekuchen.

In der **Walachei (Muntenien und Oltenien)** treffen französische, italienische, bulgarische, aber auch griechische, türkische, jüdische oder russische Einflüsse zusammen. Hauptfleischlieferant ist auch hier das Schwein. Das Rind liefert Milch und Fleisch, wobei Letzteres „*scăzut*“ (in Sauce) geschmort wird. Geflügel und Wild ergänzen die Speisekarte. Fisch wird frisch oder gesalzen verwendet. Eine Spezialität aus der jüdischen Küche ist *Știucă umplută* („Gefüllte Fisch“). Die **Muntenier** zählen (sich) außerdem zu den besten *Ciorbari* (Ciorbă-Köchen). Im Bukarester Restaurant „La Iordache“, erfand dessen Besitzer, Iordache Ionescu, Ende des 19. Jahrhunderts eine „authentische“ Spezialität, die **Mititei**: Als ihm der Darm für die *Cârnați*



Geniale Improvisation vom Grill: Mititei. Foto: Tibanu

ausgegangen war, formte er aus der mit Backnatron gemischten Fleischmasse kleinere Würste und brät diese ohne Pelle auf dem Grill. Sie wurden ein Riesenerfolg über die Grenzen Bukarests und Rumäniens hinaus. Der Name *Mititei* stammt übrigens von dem bekannten Journalisten und Humoristen N. T. Orașanu, dazumal Stammgast des Etablissements.

Die **Dobrudscha** ist vor allem von der türkischen, der aromunischen, griechischen, tatarischen und Lipowaner Küche geprägt. Und was für Siebenbürgen und Banat das Schwein oder das Schaf, ist für die Dobrudscha der Fisch: Dank der geografischen Lage an Donau und Schwarzen Meer findet sich hier die reichste Vielfalt an Fischgerichten im Vergleich zum Rest des Landes, wie die berühmten *Borșuri de pește*, sogar *Cârnați* und *Sarmale de pește* (Würste und *Sarmale* mit Fisch), Karpfensülzen und *Zacusca dobrogeană* (mit Fisch). Regionaltypisch sind auch die Knoblauchsoße *Sarmuzac*, Moussakas, die *Plăcinta dobrogeană* mit Schafskäse, *Gogoși* (Pfannkuchlein) mit Kefir, verschiedene *Scherbets*, süßtriefende *Baklava* und *Saraile*.

Alles in allem zeichnet sich die „typisch rumänische Küche“ dadurch aus, dass die Gerichte einfach, aus den vor Ort vorhandenen Zutaten – Fleisch, Fisch, Geflügel, Wild, Gemüse, Getreide, Obst, Wildkräuter, Beeren und Pilze – und ohne komplizierte Technologien zubereitet werden. Die traditionelle Küche Rumäniens ist eine Küche der Bauern, Hirten und Fischer, und auch der Städter. Sie ist eine „auf dem Herd rumänisierte“ Küche, aus der sich auch heute durchaus erahnen lässt, ob sie in den Städten und Dörfern der Ebene, in den Sennereien der Karpaten oder in den Schilfhütten des Donaudeltas ihren Ursprung hat.

Dr. Sabine Krause lehrt französische und rumänische Sprachwissenschaft und Sprache an der Universität Leipzig.

Das transkulturelle Regionalbewusstsein der Dobrudschaner

Mieste Hotopp-Riecke

In Andenken gewidmet Agiacai Saladin.

Eine spezifische regionale Identität der Dobrudschaner, unabhängig von sprachlich-ethnischer Verschiedenheit der dortigen tatarischen und deutschen Bewohner, fiel mir während der Studien zu meiner Dissertation auf. Darin beschäftigte ich mich mit dem Wandel des imaginierten Tatarenbildes im kollektiven Gedächtnis der Deutschen. Während in anderen deutsch-tatarischen Kulturkontaktgebieten, z. B. Ostpreußen, die Tradierung xenophober Stereotypen vom reitenden Barbaren vorherrschend war, stellt die Dobrudscha in diesem Kontext wohl eine Ausnahme dar: Nicht nur, dass das Tatarenbild der deutschen Nachbarn ein anderes war, sondern man kann auch eine zaghafte rezi-proke Akkulturation feststellen. Diese äußert sich nicht zuletzt in einem spezifisch dobrudschanischen, gemeinsamen Regionalbewusstsein. Diese Regionalidentität hielt sich bis zum beginnenden 21. Jahrhundert hinein, obwohl ihre Träger längst Phasen der Zwangsmigration und Integration in ihren neuen Heimatländern hinter sich gebracht hatten. Als Transportkorridor für Bilder der kollektiven Erinnerung an die alte Heimat in Rumänien spielen die Literaturen der rumäniendeutschen Auswanderer eine besondere Rolle.

Grundlage meiner Forschungen waren Experteninterviews in der Dobrudscha und in Deutschland sowie eine reichhaltige rumäniendeutsche Literatur. Sie berichtet von einem weitestgehend verschwundenen Stück multinationaler Geschichte: Fast alle deutschen Dörfer Siebenbürgens tragen in ihrer schriftlich fixierten Ortsgeschichte Erinnerungen an Tatareneinfälle und Türkenherrschaft mit sich, und nahezu sämtliche deutschen Dörfer der Dobrudscha waren ehemals tatarische Siedlungen. Die intensivsten Bilder vom jeweils Anderen in rumäniendeutscher Literatur der Neuzeit prägten sich so in der Literatur der „Dobrudschaner“.

Exkurs Siedlungsgeschichte – Schwaben, Sachsen und Tataren

Die Siedlungsgeschichten der Deutschen in den verschiedenen geografischen Bereichen Siebenbürgen und Dobrudscha unterscheiden sich grundlegend vom Zeitpunkt der Einwanderung her. Die ersten deutschen Siedler wanderten ab 1841 in die damals noch osmanische Dobrudscha von Norden her ein. Es waren vor allem Bauernfamilien aus Wolhynien und dem Schwarzmeerbereich des russischen Zarenreiches. Der erste deutsche Ort war Akpunar (tatarisch: Helle Quelle) bei Babadağ in der Norddobrudscha. Von dieser Zeit bis zum Anschluss an Rumänien 1878 gehörte die Dobrudscha zum osmanischen Reich. Bedingt durch die Aufhebung der Kolonistenprivilegien 1871 setzte in Russland ab 1873 die zweite Migrationswelle ein und hielt bis 1883 an. Ein dritter Einwanderungsschub begann 1890/91. Die meisten der Neuankömmlinge ließen sich in ehemals tatarischen Siedlungen nieder, da diese teilweise leer standen, durch Kriege und die Pest in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Die scheinbar einzigen Neugründungen waren *Neue Weingärten*, *Groß-Pallas* und *Jakobsonthal*. Andere Orte, in denen Deutsche siedelten, haben ihre tatarischen Namen behalten wie (hier in ortsüblicher

rumänischer Wiedergabe): *Babadag* (Vaterberg), *Ciucurova* (tiefe Ebene), *Colelia* (Köleliye = Sklavenmarkt), *Medgidia* (benannt nach dem osmanischen Sultan Abdülmecid I., des Ruhmreichen), *Murfatlar* (etwa „Die Freigiebigen“), *Techirghiol* (Tekirgöl = Barbensee) usw.

Turkvölkern begegnet man seit dem 6. Jahrhundert u. Z. auf dem Gebiet des heutigen Rumäniens. Unter dem Bolgaren-Zar Chaka wurde im 13. Jahrhundert Petscheneken bzw. Kumanen die Ansiedlung gestattet. Noch zur Zeit der Seldschukendynastie im Jahre 1263 siedelten sich unter Saltık Dede circa 10.000 Turkmenen aus Anatolien im Bereich der Dobrudscha an und der osmanische Sultan Beyazid I. kolonisierte die Gegend um Babadağ mit Tataren, ähnlich wie sein Nachfolger Muhammed I.

Seit 1393 osmanisch, siedelten sich ab dem 16. Jahrhundert Budschak-, Nogay- und Krim-Tataren in der Dobrudscha an. Nach der Eroberung des Krim-Khanats (1783) durch Russland folgte ein Massensexodus der Krimtataren Richtung Dobrudscha und von dort später weiter nach Kleinasien. Um 1880 machten Rumänen erst 28 Prozent der Gesamtbevölkerung der Dobrudscha aus. Nachdem Tataren und Türken in Rumänien um 1885 enteignet und vertrieben wurden, erfolgte 1918 kriegsbedingt eine weitere Massenflicht von 80.000 Türken und Tataren nach Anatolien.

In der Zwischenkriegszeit von 1919 bis 1939 änderte sich die demografische Entwicklung zugunsten der rumänischen Bevölkerung: Tataren und Türken waren ausgewandert, Rumäniens Staatsgebiet hatte sich fast verdoppelt. Nach Flucht, Vertreibung und Umsiedlung im 2. Weltkrieg und der Massenauswanderung nach 1990 sind nur noch einige Dutzend Menschen der 36.900 Deutschen im heutigen Rumänien Dobrudscha-deutsche, und es leben heute noch rund 20.000 Tataren in der Dobrudscha.

Das Bild des Anderen

Die Kulturkontakte zwischen Deutschen/Christen und turksprachigen Ethnien, ab der frühen Neuzeit meist Muslimen, hinterließen in der oralen Tradition der Deutschen auf den Gebieten des heutigen Rumäniens signifikante Spuren: In den rumäniendeutschen Sagensammlungen des 20. Jahrhunderts finden sich – wie übrigens auch in ostpreußischen und schlesischen – dutzende Überlieferungen aus der „Tatarenzeit“, womit meistens die Jahre 1241/1242, manchmal die Jahre um 1656, gemeint sind. Andere lassen keine explizite zeitliche Zuordnung zu.

Symptomatisch für diese Sagen und Legenden sind Gewalterfahrung, Multiethnizität und Interreligiösität. Claus Stephani etwa nennt in seinen Büchern „Zipser Volkserzählungen ...“ und „Eichen am Weg“ 20 bzw. 26 Sagen, in denen die Tataren vorkommen. Kampfhandlungen und Siedlungstätigkeit verschiedenster Ethnien, insbesondere von turksprachigen ehemaligen Steppenföderationen wie den Hunnen, Awaren, Kıpçaken, Bulgaren, Kumänen, Pečeneken und Tataren, die auch sämtlich in Sagen und Legenden der Siebenbürger erinnert werden, spielen hier eine Rolle. Für diese Gewalterfahrungen mit den fremden Reitern aus den östlichen Steppen stehen Legenden wie „Als die Tataren kamen“, „Tartareneinfälle“, „Tatarschtschina“ und viele andere mehr.

Neuzeit: Zaghafte Akkulturation

Wurden diese Siebenbürger Legenden um die Tatareneinfälle von Generation zu Generation weitergegeben und mittels dieser vor allem das pejorative Bild der reitenden Horden im kollektiven Gedächtnis dieser Rumäniendeutschen verankert, prägte ab dem ausgehenden 19. Jahrhundert ein weitaus positiveres Tatarenimage die dobrudscha-deutsche Literatur, wo sich Belege finden, die von einer jüngst vergangenen multikulturellen Welt berichten, die es heute so nicht mehr gibt. „In dem ehemals türkischen Dorfe wohnten jetzt Deutsche friedlich neben anderen Völkern: Türken und Tataren, Rumänen, Griechen, Juden, Armeniern u.a.“ heißt es etwa beim Regionalhistoriker Keller. Ähnliche Aussagen lassen sich dutzendfach finden, sicher etwas verklärend, doch die durchaus realen Aktionen der interethnischen Solidarität wie etwa Spenden- und Hilfspaket-Kampagnen ab den 1960er Jahren, eben nicht nur von Dobrudschadeutschen aus der Bundesrepublik für die in Rumänien verbliebenen Landsleute, sondern für alle Dorfbewohner in der alten Heimat, unabhängig von ihrer Volkszugehörigkeit zeugen von der ernsthaften Solidarität der Dobrudschaner. Es ist in Publikationen der Dobrudschadeutschen in der Bundesrepublik explizit von „Landsleuten“ die Rede – immer bezogen auf die Region oder die Kommune, nicht auf die ethnische Herkunft der Bewohner.

Texte als Zeugnisse zaghafter reziproker Akkulturation finden sich in der Volksliteratur der Dobrudschaner. Ob in Abzählreimen, in der Alltagssprache oder bei Sitten und Bräuchen: tatarische Lexeme wanderten ins Deutsche,

und deutsche kulturelle Praktiken wurden von Tataren übernommen (Feldbau, Viehzucht, Hauswirtschaft). Davon zeugen unzählige Reiseberichte, Autobiografien und Kurzgeschichten. Lexeme wie *Mamaliga* (Maisbrei), *Bostan/Baschtan* (Gemüsegarten), *Kef* (von Keyif = Kurzweil/gute Laune), *Pabutsch* (Pantoffel), *Tschoban* (Hirte) und *Kaschkaval* (Käsesorte) wurden von Deutschen übernommen und in die Alltagssprache integriert.

Bei der dichten Nachbarschaft in gemischt-ethnischen Siedlungen blieb eine zaghafte Akkulturation nicht aus. Trotz recht enger Verzahnung von Alltagsrhythmus, Landwirtschaft und Folklore der unterschiedlichen Ethnien in der Dobrudscha wurde an der eigenen Religion als Identitätsmarker festgehalten. Ein Ausdruck dieses unverhandelbaren Standpunktes ist augenscheinlich das explizite Nichterwähnen des Islam als Konfession des tatarischen Nachbarn, Freundes oder Gegenüber. Im Gegenteil: Wenn in Texten über die tatarischen Mitbürger Religiosität erwähnt wird, wird stets auf ihre Gottesfürchtigkeit und Frömmigkeit abgehoben, der Islam jedoch nur selten erwähnt. So heißt es etwa in einem Leserbrief von Abdülhakim Aktasch aus der Türkei: „*Unserem, von uns Kobadinern allseits verehrtem Tellî Ali wünschen wir die Gnade Gottes und sprechen den Hinterbliebenen unser Beileid aus. Von dem Treffen der Kobadiner und Dobrudschaner anlässlich der Beerdigung des Seligen herzliche Grüße an alle Landsleute in Deutschland.*“ ‚Landsleute‘ bezieht sich hier explizit auf die alte Heimat Dobrudscha. Somit wird gleichsam ein dobrudschanisches ‚Wirkgefühl‘ jenseits ethnischer und religiöser Abgrenzungen geschaffen: „... *es ist immer eine helle Freude, heute noch festzusellen, welche Freundschaft uns Dobrudschaner verbindet, trotz der verschiedensten Nationen, Religionen und Weltanschauungen*“, schrieb dazu Friedlieb Hoffman im *Rundbrief der Dobrudscha-Deutschen*.

Als transnationaler Raum der Erinnerung an die alte gemeinsame Heimat Dobrudscha entstanden sehr bald nach den Kriegswirren ab 1949 Publikationen in Deutschland. Bereits vor der Gründung der Landsmannschaft der Dobrudscha- und Bulgariendeutschen erschien der *Rundbrief der Dobrudscha-Deutschen*, ab 1956 dann auch das *Jahrbuch der Dobrudscha-Deutschen*. Es überwogen hier bei weitem die fast schon überschwänglichen Schilderungen des jeweiligen Nachbarn von früher, denen „*nachbarliche Hilfe, auch bei Fremdvölkischen, stets eine heilige Pflicht war, der sich keiner entzog. Mit den Türken und Tataren haben unsere Landsleute in der Dobrudscha stets in gutem Einvernehmen gelebt und manche Träne wurde uns gerade von dieser Volksgruppe nachgeweint, als wir ins Reich umgesiedelt wurden*“. Es etablierte sich als regionales Identitätsethnonym der Terminus Dobrudschaner bzw. Dobruca₁, der von Deutschen wie von Tataren gleichermaßen gebraucht wurde.

Über diese Periodika wurden ehemalige Nachbarn und Freunde gesucht, Stellen vermittelt, relevante

bundesdeutsche Gesetze für Umsiedler erläutert und mundartliche Folklore gepflegt, auch tatarische und rumänische Heimatdichtung ist zu finden. Ebenso wurden gegenseitige Besuche ehemaliger Dobrudschaner über diese Publikationen inspiriert und organisiert. In einem gleichen sich viele Rückblicke, die sich mit der multiethnischen Situation beschäftigen: Sie betonen die friedfertige Nachbarschaft der unterschiedlichen Religionen und Nationalitäten. In der Erinnerung der Publikationen ab den 1950er Jahren entstand so ein Post-Migrationsbild, welches sich jedoch anders als etwa bei ostpreußischen oder sudetendeutschen Landsleuten nicht nur in nationalistischen Attitüden erschöpfte, sondern dem Anderen Raum ließ, ja ihm sogar eine Stimme verlieh. Dies reicht von einfachen Leserbriefen umgesiedelter Dobrudschaner bis zu Fachartikeln von bedeutenden Vertretern der krimtatarischen Nationalbewegung. Die auffällige emotionale Intensität und numerische Präsenz der tatarischen Beiträge erklärt der Herausgeber Otto Klett im *Jahrbuch der Dobrudscha-Deutschen* von 1964. In seinem Artikel „Unsere Freunde“ widmet er den „*Beiträgen der tatarischen, nordtürkischen Mitarbeiter am Jahrbuch*“ unter anderem folgende Worte: „*In unserem Jahrbuch erscheinen immer wieder Berichte, in denen auch von den andern Völkern in der Dobrudscha die Rede ist. Auf den ersten Blick könnte man meinen, das sei zuviel des Guten, das gehöre nicht hierher. Schaut man aber genauer hin, so stellt man fest, daß unser Leben in der Dobrudscha mit den Andersvölkischen überaus verzahnt war. Ob man will oder nicht, man hat von diesem Zusammenleben zu berichten, sofern die angestrebte Dokumentation nicht einseitig sein soll.*“

Die Texte tatarischer Autoren trugen zur Aufklärung über tatarische Geschichte, Ethnogenese und zum Verständnis tatarischer Migrationsbewegungen bei. Als exemplarisch sind hier zu nennen „Die Tataren und die Ottomanischen Türken in der Dobrudscha“ von Mehmet V. Yurtsever (*Jahrbuch* 1976), „Völkerverständigung im Kleinen“ von Abdülhakim Aktaş (1965) sowie die Artikelserie „Die Dobrudscha und die Türken“ von Müstecip Ülküsal (1964-66). Ülküsal, gebürtig in der Dobrudscha, war zeitlebens einer der aktivsten krimtatarischen Politiker als auch Publizisten und ist heute noch eine unumstrittene Symbolfigur der krimtatarischen Nationalbewegung.

Nicht nur die Literatur als Ort der Erinnerung und damit verschiedene Ausprägungen von Tatarenbildern der Rumäniendeutschen sind nach Deutschland eingewandert. Wie ein dobrudschadeutscher Apell des Ausgleichs läßt sich eine Passage im *Münchener Volksboten* lesen: „... worin die Gesinnung des Herausgebers am deutlichsten zu spüren ist, das ist die Einbeziehung aller Völker der Dobrudscha in das Blickfeld, ist die Toleranz, das Verständnis und Mitgefühl, das den anderssprachigen Nachbarn entgegengebracht wird, die neben der andern Sprache auch andere Religion und andere Kultur

hatten.“. Ein immer wiederkehrendes Moment ist in der gesamten rumäniendeutschen Literatur diese Normalität von Multiethnizität der Heimat und als Teil dieser Normalität die Tataren in der Dobrudscha. Andersherum stellte sich mir das Deutschenbild der tatarischen Interviewpartner in der Dobrudscha ebenfalls sehr positiv dar: Erinnert wurde der gemeinsame Kampf gegen die Rote Armee, die Hilfe in der Nachbarschaft, die tiefe Religiosität der Deutschen und deren Fleiß, Ausdauer und Zähigkeit. Für die wissenschaftliche Erforschung des Deutschenbildes der Dobrudschatataren anhand verschriftlichter Quellen wäre ein weiteres Forschungsprojekt vonnöten, das sich explizit diesem Teil des Regionalbewusstseins und der Erinnerungsgeschichte der Dobrudschaner widmet.

Im Gegensatz zum insgesamt negativ gefärbten Tatarenbild der bundesdeutschen Literatur sorgten neben den dobrudschadeutschen Autoren auch einige der bedeutendsten rumänischen Schriftsteller dafür, dass in diesem Bereich deutschsprachiger Literatur das Tatarenbild maßgeblich positiv geprägt ist: Die bekanntesten Werke dazu sind von Zaharia Stancu („Ein tatarischer Sommer“, „Die Tochter des Tataren“), von Mihail Sadoveanu („Die Tatarenpredigt“) und von Oscar Walter Cisek „Die Tatarin“. In ihren Werken gehen sie mit der historischen Anwesenheit der Tataren, mit der multiethnischen Geschichte und Kultur Rumäniens ausgewogen um und zählten zu den meistgelesenen Schriftstellern ihres Landes.

Das gemeinsame Bild des Dobrudschaners von Tataren und Deutschen verblasst, besteht nur noch im kommunikativen Gedächtnis der älteren Generationen, ist nur sehr bedingt Teil des kulturellen Gedächtnisses von Tataren und Deutschen heute. Als regionalgeschichtliches Phänomen sowie als literaturwissenschaftliches und turkologisches Forschungsfeld jedoch bleibt es nach wie vor spannend.



Im Teehaus des Demokratischen Verbandes der Turko-Muslimischen Tataren in Rumänien, Konstanza/Constanța im Juli 2008 – in der Mitte Agiacai Saladin (1946-2010), Alterspräsident des Verbands. Foto: Mieste Hotopp-Riecke

*Dr. Mieste Hotopp-Riecke ist der Leiter des Instituts für Caucasic-, Tatarica- und Turkestan-Studien (ICATAT), Berlin/Magdeburg. Er promovierte zu „*Ikographie der Angst. Deutsche Tatarenbilder im Wandel: Barbaren, Alliierte, Migranten*“.*

Wende oder Ende?

Lida Froriep

Was passiert, wenn kollektiven Identitäten durch extremen Wandel die Auflösung droht, wie es den Siebenbürger Sachsen nach 1989 passiert ist? Vor der Wende galt die evangelische Kirche in der siebenbürgisch-sächsischen Identitätsbildung als unverzichtbar; bis heute bezeichnen auch in Deutschland kirchliche und offizielle Vertreter der Siebenbürger Sachsen den evangelischen Glauben und die „Heimatkirche“ als selbstverständlichen Teil ihrer Identität. Im Kontrast dazu habe ich untersucht, welchen Stellenwert die Kirche im Leben von einzelnen Siebenbürger Sachsen tatsächlich hat und welche Wandlungsprozesse stattgefunden haben. Dazu habe ich mir speziell die jüngere Generation angesehen, die zum Großteil nicht mehr in Siebenbürgen lebt, aber dennoch als „Zukunft der Gemeinschaft“ gilt.

Religion und Identität

Aus wissenschaftlicher Sicht ist „Identität“ verknüpft mit Begriffen wie Repräsentation und Konstruktion von Identität. Es geht eher um Bilder von Identität als um „tatsächliche“ Identität im Sinne von Identisch-Sein. Für Identitätskonstruktionen spielt die Unterscheidung zwischen einer Eigengruppe („wir“) und einer Fremdgruppe („die anderen“) eine wichtige Rolle. Ethnische Identitätsbildung, die für die Siebenbürger Sachsen relevant ist, basiert auf dem Gefühl von Gemeinsamkeiten: dieselbe Geschichte und Kultur, dieselbe Sprache, Religion, Erinnerung und aktuelle Erfahrung zu haben. Menschen, die derselben Gemeinschaft angehören, haben oftmals ein Loyalitätsempfinden füreinander. Unabhängig davon, ob man einen Menschen kennt oder nicht, fühlt man sich eher miteinander verbunden, wenn er oder sie derselben ethnischen Gruppe angehört. Doch was ist der Zweck dieser Verbundenheit? Das Gefühl von Identität garantiert den Mitgliedern dieser Identität Kontinuität und Kohärenz, es bietet Orientierung und einen Platz in der Welt und schafft damit Sicherheit. Eine stabile Gruppenidentität entlastet ihre Mitglieder.

Identitätsbilder müssen nicht authentisch sein; es reicht, wenn sie überzeugend, glaubwürdig und sinnhaft sind, auch Mythenbildung kann eine Rolle spielen. Ein Beispiel hierfür, das entscheidend für das Selbstbild der Rumänen ist, ist die im 18. Jahrhundert aufgekommene so genannte dako-romanische Kontinuitätstheorie, die die Rumänen in direkte Nachfolge zu den Dakern setzte, die bereits zu römischen Zeiten in Siebenbürgen angesiedelt worden seien. Diese Theorie sollte die politische Situation der unterprivilegierten Rumänen durch die angebliche historische Legitimation verbessern. Bis heute wird sie benutzt, um die Rumänen gegenüber den anderen Ethnien in Rumänien hervorzuheben.

Sich mit einer (angenommenen) eigenen Identität auseinanderzusetzen scheint besonders dann nötig zu sein, wenn die alten Identitätsformen ihre Bedeutung verlieren. Für die Siebenbürger Sachsen bedeutet dies, dass durch den extremen politischen Wandel Fragen um die Identität erst aufgekommen sind und beispielsweise

durch die Evangelische Kirche A.B. in Rumänien bearbeitet und diskutiert wurden und noch immer diskutiert werden. Identitätsbilder sind daher nicht statisch, sondern wandelbar. Wenn sie sich nicht entwickeln, gehen sie früher oder später verloren.

Die Siebenbürger Sachsen – historischer Überblick

Die Siebenbürger Sachsen kamen im 13. Jahrhundert hauptsächlich aus Luxemburg, Nord-Bayern, dem Elsass und Thüringen nach Siebenbürgen. „Saxones“, den Begriff für westliche Siedler, übernahmen sie als Selbstbezeichnung. Es war keine homogene Gruppe, sondern es waren Siedlergruppen, die dem Ruf des ungarischen Königs gefolgt waren, die östlichen Grenzen dieses umkämpften Gebietes zu sichern.

Schon Mitte des 16. Jahrhunderts wurde die Reformation in Siebenbürgen verbreitet, und die Siebenbürger Sachsen konvertierten bzw. wurden zum Luthertum konvertiert. Erst dann kann man überhaupt von einer Gemeinschaft sprechen. Bis ins 19. Jahrhundert waren sie in politischer Hinsicht führend in Siebenbürgen. Sie hatten spezielle Rechte und Privilegien, die sie besonders gegenüber den Rumänen hervorhoben, die bis zur Vollendung der rumänischen Staatenbildung im frühen 20. Jahrhundert stark benachteiligt waren.

Ab den 1960er Jahren und noch mehr nach dem Fall des Eisernen Vorhangs 1989 schrumpfte durch Auswanderungen speziell nach Deutschland und Österreich die Gemeinschaft der Sachsen in Siebenbürgen zusammen. Von rund 300.000 vor dem 2. Weltkrieg sind heute in Siebenbürgen etwa 14.000 Siebenbürger Sachsen übrig. Evangelische Kirchen und Gemeinden sind verlassen, und besonders in den Dörfern sind kaum noch Siebenbürger Sachsen zu finden.

Als Beispiel für eine religionswissenschaftliche Betrachtung bieten sich die Siebenbürger Sachsen an, da bei ihnen eine vertiefte Auseinandersetzung mit den Bereichen Religion, Kultur und Identität vorhanden ist. Auffällig ist, dass aus der Innenperspektive zwischen ethnischer,

kultureller und religiöser Identität keine Grenze gezogen wird. Die evangelische Kirche und die Zugehörigkeit zu dieser sind zentrale Faktoren der dortigen Identitätsbildung. Ein sehr selbstverständlicher Zusammenhang zwischen Kirche und Identität als Siebenbürger Sachse wird konstruiert. Besonders ersichtlich ist dies in der Literatur, speziell in der Heimatkunde und der Selbstthematization. Auch meine eigenen Beobachtungen in Siebenbürgen und bei Heimattreffen der siebenbürgisch-sächsischen Gemeinschaft in Deutschland spiegeln dies wider.

Wirksame Bilder der Identitätsbildung

Man kann die Geschichte der Siebenbürger Sachsen nicht verstehen, versucht man den Faktor Kirche außen vor zulassen. Die starke Position dieser „Heimatkirche“ ist dabei oft ein wenig hinterfragtes Faktum. Drei historische Beispiele mögen dies kurz belegen:

- Die Reformation wurde in Siebenbürgen ganz stark als Bildungsoffensive verstanden; dies brachte der evangelischen Kirche Prestige ein und ermöglichte ihren Einfluss auf das Leben der Menschen. Die Lehrer waren beispielsweise studierte Theologen.
- Während der Magyarisierung im 19. Jahrhundert, also den ungarischen Expansionsbestrebungen, galt die Heimatkirche als Ort der Sicherheit und des „Deutschseins“. Sie ermöglichte die Wahrung der kulturellen Identität.
- Nach Ende des 2. Weltkriegs war die Heimatkirche die einzige nicht entmachtete Institution, die – im Gegensatz zu Verwaltung und Regierung – in der Rückführung der Deportierten handlungsfähig war. Auch im darauf folgenden Kommunismus wurde die Heimatkirche als Zusammenhalt und Stütze verstanden.

Bis heute ist die Heimatkirche als Sinnbild kultureller Identität im Selbstbild verankert. In den Rhetoriken und Texten ist die Frage nach der Identität der Siebenbürger Sachsen sowohl bei Vertretern der Kirche als auch bei weltlichen Funktionsträgern eng verbunden mit der Kirche und dem evangelischen Glauben. Die Kirche wird als Träger und übergreifende Instanz für die Gemeinschaft verstanden. Dies erfolgt nicht nur für die immer weiter zurückliegende Geschichte, sondern auch für die Gegenwart und Zukunft der Siebenbürger Sachsen.

Spätestens seit der Öffnung des Eisernen Vorhangs und der Massenauswanderung der Siebenbürger Sachsen in die Bundesrepublik stellen sich folgende Fragen: Wie sieht es heute aus mit der Identität der Siebenbürger Sachsen, speziell bei denen, die nicht mehr in Siebenbürgen leben. Welche Rolle hat die Kirche in der Identitätsbildung? Was bleibt übrig von religiöser Zugehörigkeit und Glauben?

Die Bedeutung der Heimatkirche in der Identitätsbildung der Siebenbürger Sachsen

Offizielle Vertreter der Siebenbürger Sachsen – sowohl kirchliche als auch weltliche – gehen von der

nachhaltigen Bedeutung der Kirche für die Siebenbürger Sachsen innerhalb und außerhalb Siebenbürgens aus. Es stellt sich die Frage, ob dies auch auf der Ebene der einzelnen Sachsen der Fall ist. So zeigt sich, dass das Thema Religion und Glaube bei jüngeren Ausgewanderten in siebenbürgischen Onlineforen praktisch nicht vorkommt. Um diesen Kontrast näher fassen zu können, bin ich in meiner Untersuchung von zwei Diskursebenen ausgegangen, auf denen die siebenbürgisch-sächsische Identitätsthematik behandelt wird. Die erste Ebene besteht zum Beispiel aus Vertretern der Kirche, weltlichen Vertretern unterschiedlicher Art, also der „öffentlichen Meinung“, und den Heimattagen der Siebenbürger Sachsen. Die zweite Ebene ist inoffiziell und individuell geprägt. Sie wurde in meiner Arbeit an der persönlichen Ebene von Siebenbürger Sachsen bzw. deren Nachfahren festgemacht. Um das einzugrenzen, kam die jüngere Generation, genauer die Jahrgänge 1965 bis 1995, in den Blick.

1 „Die öffentliche Ebene“

Für die erste Ebene ist kein Ende der Siebenbürger Sachsen in Sicht. Vertreter dieser Position sind beispielsweise der ehemalige Bischof der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien Christoph Klein und Bernd Fabritius, der Bundesvorsitzende des Verbandes der Siebenbürger Sachsen in Deutschland. Der enorme Wandel müsse lediglich konstruktiv und zukunfts tragend gestaltet werden. Dieser Wandel wird durchaus auch positiv gedeutet: Alles ist zwar anders, aber so war es eigentlich schon immer. Beispielsweise wird den Siebenbürger Sachsen nun eine besondere Rolle als Brückenbauer in Europa zwischen Ost und West zugesprochen. Die starke Bedeutung der Kirche wird auch für Gegenwart und Zukunft als unverzichtbar angesehen. Volk und Kirche bilden eine Einheit, die bewahrt werden müsse.

2 „Die persönliche Ebene“

Konkret fokussiert wurde dies in meiner Untersuchung auf die „Träger der Zukunft der Gemeinschaft“, die von der öffentlichen Ebene als solche konstruiert werden. Die jüngere Generation der Ausgewanderten wurde dahingehend betrachtet, welche Bedeutung Kirche und Glauben in ihrem Leben hätten. Dafür wurde eine Befragung mit Siebenbürger Sachsen bzw. deren Nachkommen, die heute in Deutschland leben, vorgenommen. Fragen, die damit geklärt werden sollten, waren die folgenden: Wie unterscheiden sich kollektive Identitätsmuster von dem, was der/die Einzelne denkt und glaubt? Welches Wissen über die Siebenbürger Sachsen und deren Kirche ist überhaupt vorhanden? Wie positioniert sich der/die Befragte zu religiösen Fragen?

Befragungsergebnisse

Die Befragten gehen eher vom Ende der Siebenbürger Sachsen aus. Das Aussterben „unserer“ Kultur und das Ende der Siebenbürger Sachsen sind für die meisten schon da oder fast abgeschlossen. Dies wird zwar oftmals bedauert, aber dennoch als Fakt gesehen.

Zur Rolle der Kirche für heutige Siebenbürger Sachsen

Die Heimatkirche in Siebenbürgen wird von den Befragten als Wert der Vergangenheit eingeschätzt: Sie war der Garant für Zusammenhalt und eine Stütze in schweren Zeiten. Sie bedeutete Gemeinschaft, Sicherheit und Tradition. Auch funktionale Aspekte tauchen bei den Befragten auf. Die Kirche war der Ort des Zusammenkommens auch in kultureller und sozialer Hinsicht, wie zum Beispiel als Ort, an dem man Deutsch sprechen konnte.

Für die Siebenbürger Sachsen, so die Befragten, sei die Kirche insgesamt wichtig gewesen; für die Befragten persönlich spielt sie jedoch eher eine geringe Rolle. Auffällig ist dabei, dass auch die heutige Bedeutung aus der Geschichte heraus legitimiert wird: Weil also die Kirche im Kommunismus für die Gemeinschaft wichtig war, ist sie es auch heute noch. Aber dann geht man einen Schritt weiter und weist diese Wichtigkeit für sich selbst zurück.

Ein Wandel ist ferner darin feststellbar, dass in den Befragungen allgemein Kirche und Glauben als wichtige Faktoren für die ältere Generation angesehen werden, für „unsere“ Generation ist es jedoch nicht das, was das siebenbürgisch-sächsisch-Sein ausmacht. Stattdessen werden vielmehr Begriffe wie Wertebewusstsein, Herkunft, Gemeinschaftsgefühl, Zusammenhalt, Kultur, Sprache und Erinnerung an die „alte Heimat“ genannt.

Interessant ist, dass es einen Unterschied macht, ob die Befragten in Siebenbürgen oder Deutschland aufgewachsen sind. Es lässt sich differenzieren zwischen selbst erlebter Geschichte und erzählter Geschichte, nämlich ob der Verlust oder der Wandel Teil des persönlichen Lebens und der eigenen Erinnerung ist oder nur etwas, was Eltern oder Großeltern erlebt und erzählt haben.

Auch für die in Siebenbürgen Aufgewachsenen hat sich die Bedeutung der Kirche nach der Auswanderung geändert,

weil die Kirche in Deutschland nicht das erfüllt, was sie in Siebenbürgen für die Befragten bedeutet hat. Teilweise lässt sich auch ein extremes Verlustempfinden nachweisen. Die Kirche in Deutschland erleben diese als unpersönlich, sie böte keine Heimat und sei nicht der Ort ihres Glaubens („Beten kann ich auch ohne Kirche“).

Andere gehen zu Anlässen, wie Weihnachten, Taufen und Hochzeiten, in die Kirche, haben aber ein Problem mit der Institution Kirche. Einige zeigen auch eine deutliche Indifferenz zu dem Thema, das heißt Religion und Kirche sind keine Aspekte ihres Lebens, zu denen sie eine klare Meinung haben. Damit gehen sie tendenziell in der deutschen Gesamtgesellschaft auf.

Fazit

Was also heißt es, Siebenbürger Sachse im heutigen Deutschland zu sein? Es erscheint als eine Art der Identitätsthematisierung für die in Deutschland lebenden Siebenbürger Sachsen, ist aber nicht die einzige. Eine siebenbürgisch-sächsische Identität ist nicht zwangsläufig wichtig, sondern etwas, wofür man sich engagieren und was man kultivieren muss. Die Kirche und der evangelische Glaube jedenfalls scheinen keine wesentlichen Faktoren für die Befragten zu sein und stehen damit im Gegensatz zu offiziellen Stimmen.

Kirche und Glaube erscheinen eher als Werte der Vergangenheit, was sie von anderen als siebenbürgisch-sächsisch definierten Werten unterscheidet: Gemeinschaftsempfinden, Stolz auf die Geschichte und Kultur sowie Herkunft, Tradition und Folklore bleiben als aktueller Teil von Identitätsempfinden zentral erhalten. Diese Dinge sind es den Befragten wert, gelebt und weiter getragen zu werden. Wie lange dies so funktioniert, wird davon abhängen, wie lange sich Menschen dieser Identität zuordnen.

Dr. Lida Froriep, Religionswissenschaftlerin, ist derzeit als Lehrerin für Ethik und Psychologie in Hannover und in Hildesheim tätig. Ihre Doktorarbeit „Zwischen Kontinuität und Wandel – Die Bedeutung von Kirche und Glauben für die Siebenbürger Sachsen nach der politischen Wende“ erschien 2012 im Tectum-Verlag, Marburg.



Rumänischer Briefmarkenblock mit der deutsch-rumänischen Gemeinschaftsausgabe von 2011 „Kirchenburg von Birtihalm/Biertan“. Von 1572 bis 1867 war Birtihalm Bischofssitz der Evangelischen Kirche A.B. in Siebenbürgen; 1993 wurde die Kirchenburg zum UNESCO-Weltkulturerbe erklärt.

Rumänien und Bessarabien

Bessarabien als Teil von Großrumänien (1918-1940)

Othmar Kolar

Bessarabien wurde 1918 nach dem 1. Weltkrieg Teil eines neuen, viel größeren Rumänien, das seine Staatsfläche und Einwohnerzahl mehr als verdoppeln konnte. Großrumänien (*România Mare*) wird auch heute noch als Sternstunde in der rumänischen Geschichte betrachtet, und zwar nicht nur unter dem nationalen Gesichtspunkt, also der Vereinigung fast aller Rumänen in einem Staat, sondern auch in allen anderen Lebensbereichen. In vieler Hinsicht mag dies zutreffend sein – z. B. was die Qualität seiner intellektuellen Elite betrifft, man denke nur an Mircea Eliade, Emil Cioran und Eugen Ionescu. Nie zuvor (und man müsste fast auch hinzufügen, danach) waren die rumänischen Eliten so nahe an dem westeuropäischen Ideal, nach dem diese seit dem 18. Jahrhundert strebten. Aber in politischer und auch wirtschaftlicher Hinsicht ist die Erfolgsbilanz nicht so eindeutig. *România Mare* verstand sich als einheitlicher Nationalstaat, aber fast jeder dritte Einwohner gehörte einer nationalen Minderheit an. Außerdem hatten die neugewonnenen Provinzen jeweils eine eigene Geschichte und eigene Traditionen und zeigten eine unterschiedliche Bevölkerungsstruktur und ökonomischen Entwicklungsstandard. Etwas vereinfachend kann man sagen, dass die Gebiete, die bis 1918 zur Habsburgermonarchie gehörten, einen etwas höheren Entwicklungsstandard als die „alt“rumänischen Gebiete aufwiesen, die wiederum moderner und fortschrittlicher als Bessarabien waren. Diese unterschiedlichen Gebiete zu einem funktionierenden Staatswesen zu vereinen, hätte auch an die besten politischen, administrativen und wirtschaftlichen Eliten eine große Herausforderung gestellt. Wahrscheinlich war es angesichts dieser Ausgangsbedingungen unvermeidlich, dass Großrumänien politisch nicht stabil war – so gab es von 1918 bis 1938 nicht weniger als 20 Ministerpräsidenten und 29 verschiedene Kabinette. Aber genau das wäre nötig gewesen, um Großrumänien zu einem funktionierenden Staatswesen zu machen, das seinen Bürgern Wohlstand und Fortschritt brachte. In politischer Hinsicht blieb Rumänien in der Zwischenkriegszeit eine gelenkte Demokratie, in der der jeweilige vom König ernannte Ministerpräsident sich und seiner Partei durch diverse Manipulationen eine Parlamentsmehrheit schuf und nicht das Volk in freien Wahlen seine Vertreter wählte, die dann gemäß den parlamentarischen Mehrheitsverhältnissen eine Regierung bildeten (freie Wahlen gab es nur 1928 und 1937). Und auch wirtschaftlich war entgegen der weitverbreiteten Meinung Großrumänien keine Erfolgsgeschichte. In der Zwischenkriegszeit nahm das Wohlstandgefälle zwischen Rumänien und Westeuropa sogar zu und nicht ab, wie der Historiker Bogdan Murgescu anhand verschiedener ökonomischer Indikatoren nachwies.

Bessarabien in Großrumänien

Und wie wirkten sich diese politischen und sozio-ökonomischen Rahmenbedingungen auf Bessarabien aus? Zur Zeit des Anschlusses an Rumänien war Bessarabien nach allen sozialen wie ökonomischen Indikatoren (Analphabetenrate, Pro-Kopf-Einkommen etc.) Schlusslicht im neuen Großrumänien. Und ethnisch gesehen war es heterogener als der Gesamtstaat: Die Rumänen machten laut der rumänischen Volkszählung von 1930 in Bessarabien 56 % der Gesamtbevölkerung aus, Russen 12 %, Ukrainer 11 %, Juden 7 %, Bulgaren 6 % sowie Deutsche 3 %, daneben gab es noch kleinere Minderheiten wie die Gagausen, Roma und Griechen. Ohne Zweifel gab es in Bessarabien in der Zwischenkriegszeit in vielerlei Hinsicht große Fortschritte. Im Zuge der noch im autonomen Bessarabien begonnenen Agrarreform wurden 1,8 Millionen Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche (das war etwas über die Hälfte der Gesamtfläche) an 357.000 Bauern verteilt. In Chişinău wurden die Hauptstraßen gepflastert, die Sümpfe neben dem Fluss Bâc, die Malariaabrutstätten waren, trockengelegt, neue Eisenbahnverbindungen mit dem Rest des Landes geschaffen, neue Schulen und Kulturzentren errichtet, Brücken über den Pruth gebaut. Bessarabien wurde an das Telefonnetz angeschlossen, und Radiostationen wurden errichtet. Beträchtliche Fortschritte waren während der Zwischenkriegszeit aber vor allem auf kulturellem Gebiet zu verzeichnen, insbesondere was die Alphabetisierungsrate und das Beherrschen der rumänischen Schriftsprache betraf. Die Alphabetisierungsrate stieg von 15,6 % (1897) auf 38,1 % (1930). Dennoch blieb Bessarabien in Rumänien das Schlusslicht, nicht nur in Bezug auf die Alphabetisierungsrate, sondern auch was die sozioökonomische Entwicklung anbelangte. Die Infrastruktur blieb trotz Verbesserungen weiterhin prekär und unter dem Niveau der anderen Landesteile. Das Hauptexportprodukt Bessarabiens, der Wein, verlor in der Zwischenkriegszeit mit dem russischen Markt sein Hauptabsatzgebiet (was sich im Übrigen nach 1991 mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion wiederholen sollte).

Reformen, wie die Einführung des gregorianischen Kalenders sowie der lateinischen Schrift, wurden von weiten Teilen des orthodoxen Klerus und älteren, konservativeren Einwohnern als „unorthodox“ betrachtet und stießen auf Ablehnung. Ganz im Allgemeinen fehlte den Rumänen in Bessarabien ein stark ausgeprägtes nationales Bewusstsein oder gar der „nationale Eifer“, der viele Rumänen anderer Regionen in der Zwischenkriegszeit beseelte, was die Bessarabien-Rumänen in den Augen dieser fast zu „Verrätern“ machte. So ging in Rumänien

über die nationale Gleichgültigkeit der bessarabischen Rumänen das Bonmot um: „*Vater Russe, Mama Russin, aber Ivan ein Moldauer*“. Die rumänische Verwaltung, die auch in anderen Landesteilen nicht den besten Ruf hatte, zeichnete sich in Bessarabien durch besondere Härte, Korruption und Willkür aus. Beamte aus anderen rumänischen Regionen wurden nach Bessarabien strafversetzt. Die rumänische Geheimpolizei Siguranța war in Bessarabien besonders eifrig auf der Jagd nach angeblichen und tatsächlichen Kommunisten, wobei besonders Russen und Juden in ihr Visier gerieten. In der Folge hatten viele Einwohner Bessarabiens das Gefühl, dass Rumänien Bessarabien besetzt hatte – und nicht, dass sich Bessarabien und Rumänien vereinigt hätten.

Gelungene versus gescheiterte Integration: Siebenbürgen und Bessarabien

Interessant ist ein Vergleich mit Siebenbürgen, dessen Integration in Rumänien wesentlich besser klappte. Es ist sicherlich kein Zufall, dass Siebenbürgen heute ein Bestandteil Rumäniens ist und Bessarabien nicht. Es liegt nicht nur an den außenpolitischen Rahmenbedingungen, dass der Großteil Bessarabiens heute ein unabhängiger Staat ist, die Republik Moldau, während der Norden und Süden Bessarabiens zur Ukraine gehören. Mit den außenpolitischen Rahmenbedingungen ist hier vor allem die Sowjetunion gemeint, die im Juni 1940 nach dem Abschluss des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakts ultimativ von Rumänien die Abtretung von Bessarabien forderte und erzwang. Aber auch nach dem Zerfall der Sowjetunion im Jahr 1991 zeigte die Mehrzahl der Bewohner der Republik Moldau keine große Neigung, sich an das „Mutterland“ Rumänien anzuschließen, wobei dies nicht nur für die Angehörigen der nationalen Minderheiten wie Russen, Ukrainer, Gagausen oder Bulgaren galt, sondern auch für die Mehrzahl der rumänischsprachigen Bewohner, die sich auch heute selbst nicht als Rumänen, sondern als „Moldauer“ betrachten. Demographische Gründe dafür, warum die Integration Siebenbürgens gelang und die Bessarabiens scheiterte, gibt es jedenfalls nicht: 1930 betrug der Anteil der Rumänen an der Gesamtbevölkerung in Siebenbürgen 57,8 % und in Bessarabien 56,2 %. In beiden Fällen sah sich die Mehrheitsbevölkerung mit jeweils einer starken ethnischen Gruppe konfrontiert, die die Zugehörigkeit der betreffenden Provinz zu Rumänien in Frage stellte: im Falle von Siebenbürgen die Magyaren und im Fall von Bessarabien die Ukrainer bzw. Russen. Sowohl Russen als auch Magyaren hatten bis 1918 das politische, wirtschaftliche und kulturelle Leben dominiert. Ein interessanter Aspekt ist jedenfalls der religiöse: Während die Rumänen und die Magyaren in Siebenbürgen auch die Religion trennte (Rumänen: orthodox und griechisch-katholisch, Magyaren: römisch-katholisch, kalvinistisch oder unitarisch), waren in Bessarabien sowohl Rumänen als auch Russen und Ukrainer orthodox. Die Juden waren in Siebenbürgen meist magyrophil, in Bessarabien russophil. Das Gros der rumänischen Bevölkerung stellten sowohl in Siebenbürgen als auch Bessarabien Bauern, aber

nur in Siebenbürgen konnte man von einer, wenn auch zahlenmäßig nicht allzu starken, rumänischen Mittelklasse sprechen. Dies spiegelte sich auch in der Alphabetisierungsrate wider: 1930 konnten in Rumänien 57 % der Bevölkerung lesen und schreiben, wobei die entsprechende Zahl für das historische Siebenbürgen 68,3 % und Bessarabien 38,1 % lautete. Von einer bedeutenden organisierten politischen rumänisch-nationalen Opposition gegenüber der herrschenden nationalen Gruppe vor 1918 konnte auch lediglich in Siebenbürgen die Rede sein, wo es im Vergleich zum repressiven Zarenregime auch wesentlich leichter und ungefährlicher war, sich politisch zu artikulieren und organisieren. So kam es in Bessarabien erst nach der russischen Februarrevolution 1917 zur Gründung einer von liberalen Intellektuellen und konservativen Bojaren getragenen Partei – der Moldauischen Nationalpartei (*Partidul Național Moldovenesc*), die allerdings nicht sonderlich aktiv wurde. Viele ihrer Mitglieder riefen dann am 26. Juli 1918 nach dem Anschluss Bessarabiens an Rumänien die *Partidul Țărănesc Basarabean* ins Leben, die für eine radikale Agrarreform und eine weitreichende Autonomie Bessarabiens innerhalb Rumäniens inklusive der Beibehaltung der Institution des *Sfatul Țării* eintrat. Bei den rumänischen Parlamentswahlen im November 1919 erreichte sie in Bessarabien 79 % der Stimmen (Abgeordnetenhaus). In Folge spaltete sie sich allerdings in drei Flügel, wobei die Gruppe um Sergiu Nița sich im April 1920 der Volksliga (*Liga Poporului*) von General Averescu anschloss, die um Pantelimon Halippa im Juli 1921 mit der *Partidul Țărănesc* fusionierte, und die um Ion Inuleț sich im Januar 1923 mit der *Partidul Național Liberal* vereinigte. Damit war auch die Geschichte der bessarabien-rumänischen Regionalparteien in Großrumänien beendet, und im Gegensatz zu den Kadern der Siebenbürgischen „Rumänischen Nationalpartei“ spielten die Politiker aus Bessarabien im Rumänien der Zwischenkriegszeit keine große Rolle, sie wurden nie Teil der im Bukarester „Jockey Club“ versammelten politischen Elite.

Das Pressewesen in Bessarabien

Nimmt man das Pressewesen als Parameter für das politische Bewusstsein in einer Gesellschaft, zeigten sich in der Zwischenkriegszeit zwischen Bessarabien und Siebenbürgen sowohl gewisse Parallelen als auch Unterschiede. In Bessarabien blieb Russisch in der lokalen Presse ganz eindeutig die dominierende Sprache. Im Jahr 1928 gab es eine einzige rumänischsprachige Tageszeitung, *Presa*, die nach zehn Nummern ihr Erscheinen einstellte. Dagegen gab es nicht weniger als drei russischsprachige Tageszeitungen, *Besarabskoe Slovo*, *Besarabskaja Pocita* und *Utro*, die nach Ansicht der rumänischen Behörden in erster Linie über das schwere Los der Einwohner Bessarabiens unter der ständigen Polizeiüberwachung klagten, im Allgemeinen „staatsfeindliche Positionen“ einnahmen und die russische Kunst und Kultur verherrlichten. Im Jahr 1932 gab es elf russischsprachige Zeitungen, davon sechs Tageszeitungen, wovon die größte die bereits erwähnte, 1921 gegründete

Besarabskoe Slovo mit einer Auflage von 13.000 bis 14.000 Stück darstellte. Z. Pâclișanu, Autor einer für das rumänische Propagandaministerium angefertigten Studie über das Minderheitenpressewesen, bezeichnete ihre Ausrichtung als „gemäßigt“, einen beträchtlichen Anteil ihrer Leserschaft bildeten Juden. Das ukrainischsprachige Pressewesen war dagegen nur rudimentär ausgebildet. Eine im Auftrag des rumänischen Generalstabs erstellte Studie kam zum Ergebnis, dass in Bessarabien 0,84 rumänischsprachige Publikationen auf 100.000 Rumänen kamen, aber 1,4 auf „Minderheitler“ (für Siebenbürgen lauten die entsprechenden Zahlen 4,8 bzw. 10,1, für ganz Rumänien 3,7 zu 6). Die Bedeutung der russischsprachigen Presse kam auch dadurch zum Ausdruck, dass die rumänische Armee angesichts der „sehr großen kommunistischen Gefahr“ in Bessarabien und der Bukowina die Veröffentlichung von Propagandamaterial in russischer Sprache befürwortete.

Ein großer Unterschied bestand auch im Bild, das von Siebenbürgen und Bessarabien in der rumänischen öffentlichen Meinung gezeichnet wurde. Wie der rumänische Historiker Lucian Boia in seinem sehr interessanten Buch „Germanofilii“ gezeigt hat, war die Anzahl der prodeutschen bzw. antirussischen Stimmen unter der intellektuellen Elite in Rumänien vor dem Ausbruch des 1. Weltkriegs wesentlich größer, als man gemeinhin annimmt und als die in den rumänischen Zeitungen veröffentlichten Stellungnahmen nahelegen würden. Dennoch war vor dem 1. Weltkrieg die rumänische Öffentlichkeit viel besser und genauer über die Ereignisse in Siebenbürgen als über die Lage in Bessarabien informiert. Die Unterdrückung der Rumänen in Ungarn und der „heldenhafte“ Widerstand dagegen waren ein ständiges Thema in der rumänischen Presse, genauso wie die Vorstellung, dass Siebenbürgen die Wiege der rumänischen Nation bilde, einen festen, ja zentralen Platz im rumänischen Nationalbewusstsein einnehme. Die – objektiv gesehen – wesentlich umfassendere Unterdrückung der bessarabischen Moldauer im Zarenreich wurde weitaus seltener thematisiert. Dies war auch eine Folge der Härte des zaristischen Regimes, das die Kontaktmöglichkeiten zwischen Bessarabien und Rumänien stark beschnitt, während die Grenze zu Österreich-Ungarn unvergleichlich durchlässiger war, was aber auch mit der Zahl und Qualität der Intellektuellen zusammenhing. In diesem Zusammenhang ist zugleich der Kriegseintritt Rumäniens in den

Von der Moldauischen Post 1998 herausgegebene Briefmarke anlässlich des 80. Jahrestags der Vereinigung Bessarabiens mit Rumänien.

1. Weltkrieg auf der Seite der Entente zu sehen. Die rumänische politische Elite entschied sich also für den Erwerb Siebenbürgens und damit implizit für den Verzicht auf Bessarabien.

Das Ende von „România Mare“

Welchen Platz Siebenbürgen und Bessarabien im rumänischen Selbstverständnis zukam, zeigte sich auch in einer der schwärzesten Stunden in der neuen rumänischen Geschichte, im Jahr 1940. In diesem Jahr fand *România Mare* mit dem Verlust von Bessarabien, der Nordbukowina sowie des Herța-Bezirks im Juni, mit dem von Nord-siebenbürgen im August und dem der Süddobrukscha im September ein unblutiges, aber auch unrühmliches Ende. Rumänien trat alle diese Provinzen kampflos ab; in allen diesen Fällen wäre aufgrund der außenpolitischen Gegebenheiten und der überwältigenden militärischen Überlegenheit der Sowjetunion und des Dritten Reiches militärischer Widerstand aussichtslos gewesen, hätte aber symbolischen Wert gehabt. Der seit 1938 autoritär regierende König Carol II. konnte sich nach dem Verlust Bessarabiens und der Nordbukowina im Juni 1940 zunächst noch an der Macht halten, musste aber nach dem Verlust Nordsiebenbürgens im August schließlich abdanken. Interessant zu sehen ist die Reaktion auf diese Verluste in den rumänischen Medien, die sich in dieser von hochkochenden nationalen Emotionen aufgeheizten Atmosphäre in Hasstiraden gegenüber Ungarn überboten, während die Lage der Rumänen in der Sowjetunion weitaus weniger Beachtung fand. Die in Bukarest erscheinende Zeitung *Gând Basarabeian* schrieb dazu am 12. Januar 1941: „*Ich war überrascht, ja sogar verärgert, traurig und voller Schmerz, als ich die vielen Artikel sah, in denen man mit Verbitterung über den Verlust jener 1,4 Millionen Rumänen in Nordsiebenbürgen sprach, aber kein Wort über jene 2,5 Millionen in Bessarabien und der Bukowina zurückgelassenen Rumänen verlor. Es ist dieselbe alte Mentalität.*“

Dr. Othmar Kolar, Historiker, ist als Projektreferent bei Pro Europa in Wien tätig.



Zum Alltag der Bevölkerung an der rumänisch-moldauischen Grenze

„Moderner Eiserner Vorhang“?!

Mihaela Niemczik-Arambaşa

Als am 1. Januar 2007 Rumänien der Europäischen Union beitrug, änderten sich erneut Konturen. Einer der neuen Nachbarn der EU bzw. Rumäniens ist die 4,2 Millionen Einwohner zählende Republik Moldau (einschließlich Transnistrien). Die Grenze zwischen beiden entlang des Flusses Pruth (684 km) trennt bekanntlich nicht nur zwei souveräne Staaten, sie bildet auch die aktuelle Außengrenze der EU. Dadurch bekommt der Fluss Pruth eine besondere Bedeutung: Er trennt jetzt den „Westen“ (Rumänien) vom „Osten“ (Republik Moldau) und zudem die rumänische Region Moldau von der Republik Moldau. Damit kommt der Grenze eine geopolitische Bedeutung zu. Die Situation ist deshalb eine besondere, weil auf beiden Seiten der Grenze dieselbe Sprache gesprochen wird und aus Sicht des Panrumänismus dieselbe „Nation“ lebt. Da in der Republik Moldau seit den 1990er Jahren ein moldauisches Nation-Building betrieben wird, ist die Situation konfliktrichtig.

Seit dem EU-Beitritt Rumäniens wird ein Visum für die Einreise aus der Republik Moldau benötigt. Die neue Außengrenze der EU wirkte für viele der Grenzraumbewohner der Republik Moldau wie ein *moderner „Eiserner Vorhang“*. In dem vorliegenden Artikel stehen folgende Fragen im Vordergrund des Interesses: Wie gestaltet sich das Alltagsleben entlang der moldauisch-rumänischen Grenze (Abb. 1) unter den veränderten geopolitischen Bedingungen? Welche sind die Konsequenzen der undurchlässiger gewordenen Grenzen? Welche Rolle spielt die nationale Identität im Alltag der Moldauer?

Geschichte und sozioökonomische Situation

Die Bedeutung dieser Fragen lässt sich durch die besonderen Eigenschaften des Untersuchungsraums verstehen. Zum Ende des 15. Jahrhunderts gehörten die Gebiete beider Seiten der heutigen Grenze zum Fürstentum Moldau, das danach durch externe Mächte aufgeteilt wurde: Während der westliche Teil Rumänien zugeordnet wurde und bis heute dort blieb, erlebte der östliche Teil im Laufe der folgenden Jahrhunderte eine wechselvolle Geschichte. Während des 2. Weltkriegs wurde er eine Republik (Moldauische SSR) innerhalb der Sowjetunion und bildete dadurch einen Teil der westlichen Außengrenze

der Sowjetunion. Diese Grenze war für den Personenverkehr relativ wenig durchlässig. Mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion entstand dort im Jahr 1991 ein eigener Staat, nämlich die heutige Republik Moldau, was die Grenze zu Rumänien wieder öffnete.

Seitdem übt Rumänien auf die Bevölkerung eine erhebliche Anziehungskraft aus, weil dort die ökonomischen und sozialen Lebensbedingungen wesentlich besser sind als in der Republik Moldau, das laut Statistiken das ärmste Land in Europa darstellt. Einen statistischen Hinweis darauf gibt das BIP pro Einwohner, das in Rumänien mehr als fünf Mal höher ist (Rumänien 2008 9.292 US-Dollar, in der Republik Moldau dagegen nur 1.694 US-Dollar). Jedoch muss betont werden, dass die rumänische Region Moldau und ihr Gebiet an der Grenze zur Republik Moldau zwar besser als die Republik Moldau, aber trotzdem ökonomisch schwach entwickelt ist. Laut unserer Befragungsergebnisse (2008) muss ein Grenzbewohner auf der rumänischen Seite mit 113 Euro/Monat auskommen, auf der anderen Seite sogar nur mit 37 Euro/Monat. Das BIP und das Einkommen sind zwar nicht direkt vergleichbar, aber die Dimensionen 1 zu 5 bzw. 1 zu 3 verdeutlichen den unterschiedlichen materiellen Lebensstandard auf

beiden Seiten der Grenze. Die schlechte ökonomische Situation in der Republik Moldau zwingt viele, Strategien für ihre Existenzsicherung zu entwerfen. Die Grenzbewohner pendeln daher häufig ins benachbarte Rumänien, um Kleinhandel (*suitcase trade*) zu betreiben.

Abb 1. Die Untersuchungsorte im Rahmen des Forschungsprojekts „Alltag am östlichen Rand der EU: Raumanpassungen der Bevölkerung im Grenzraum Rumänien/Republik Moldau“. Die empirische Feldforschung erfolgte in drei Etappen: 2006, 2008 und 2009. Insgesamt wurden 1.470 standardisierte Fragebogen und 109 qualitative Interviews durchgeführt.

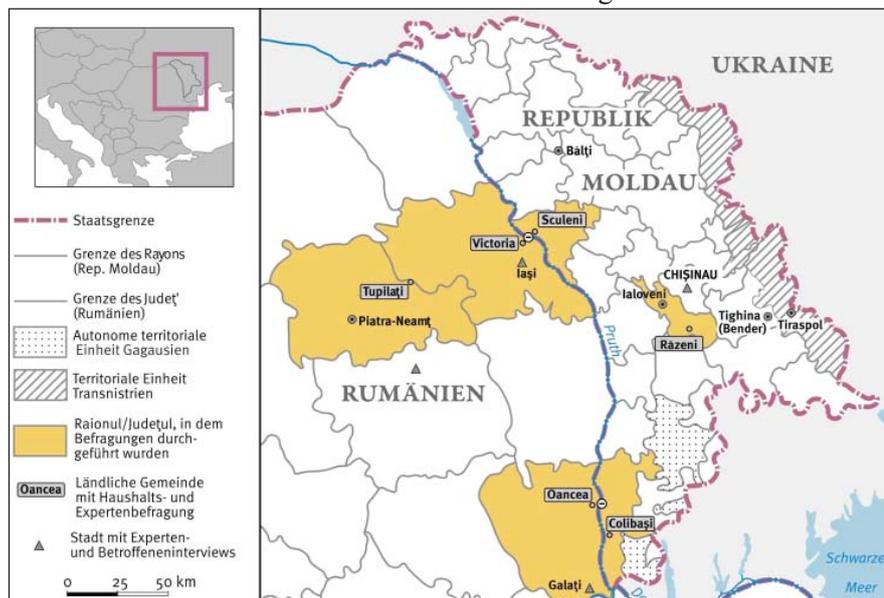


Abb. 2: Grenzüberschreitende Mobilität an der rumänisch-moldauischen Grenze; Nov. 2005–Nov. 2006 und Juni 2007–Juni 2008. Quelle: Eigene Erhebungen 2006 und 2008 in den moldauischen und rumänischen Untersuchungsgemeinden an der Grenze.



Dieses System funktionierte von 1991 bis 2001 gut, da in diesem Zeitraum der Personalausweis für den Grenzübertritt ausreichte. Wegen der Beitrittsverhandlungen mit der EU musste Rumänien bestimmte Auflagen erfüllen, die sich auch auf die Grenzregelungen auswirkten, was strengere Kontrollen an Grenzen zu Nicht-EU-Staaten nach sich zog. Angehörige der Republik Moldau mussten fortan einen Reisepass mit sich führen, um in Rumänien einreisen zu dürfen. Trotzdem blieb die Nutzung der Grenze als Ressource für Bewohner der Republik Moldau wichtig. Besonders einschneidend wirkte sich jedoch der EU-Beitritt Rumäniens am 1. Januar 2007 aus: Seither benötigen Angehörige der Republik Moldau für die Einreise in Rumänien sogar ein Visum. Für die Staatsbürgerinnen und Staatsbürger Rumäniens galt die alte Regel: Es genügte der Pass für die Einreise in die Republik Moldau. Allerdings ist mit dem Regierungswechsel im Juli 2009 das seit Jahren erwartete Abkommen für den kleinen Grenzverkehr im Frühjahr 2010 in Kraft getreten. Dadurch benötigt die Grenzraumbevölkerung, die auf beiden Seiten der Grenze bis zu 50 km von der Grenze entfernt wohnt, nur einen Grenzausweis, also keinen Pass und kein Visum.

Ergebnisse

1. In diesem Zusammenhang stellten sich die oben genannten Fragen, wie das Alltagsleben entlang der moldauisch-rumänischen Grenze unter den veränderten geopolitischen Bedingungen sich gestaltet und welche die Konsequenzen der undurchlässiger gewordenen Grenzen sind. Anhand der Ergebnisse der empirischen Untersuchungsphasen (2006 und 2008) wurde festgestellt, dass es sich bei der Häufigkeit der grenzüberschreitenden Mobilität überwiegend um ein „Einbahnstraßen-Phänomen“ von der Republik Moldau nach Rumänien handelt. Während von November 2005 bis November 2006 58 % der befragten Moldauer die Grenze nach Rumänien überschritten, überquerten im genannten Zeitraum nur 3 % der befragten Rumänen die Grenze in die Republik Moldau (Abb. 2). 2008 war die Situation infolge der Einführung der Visumpflicht anders: Die Anzahl der befragten Moldauer, die die Grenze zwischen Juni 2007 und Juni 2008 überquerten, verminderte sich signifikant (von 58 % auf 30 %), die der rumänischen Befragten nahm leicht zu (von 3 % auf 10 %). Das belegt aber auch, dass trotz der Visumpflicht für die moldauischen Bürger nach dem EU-Beitritt Rumäniens und trotz der leichten Zunahme der Besucheranzahl aus Rumänien die Anzahl der befragten Moldauer, welche die Grenze zwischen Juni 2007 und Juni 2008 überquerten, signifikant höher ist als die der rumänischen Befragten (30 % bzw. 10 %). Dabei zeigen

die Besuche aus der Republik Moldau, dass seit 2007 sehr viel weniger Moldauer in das benachbarte Rumänien reisten, aber wenn, dann häufiger als im Zeitraum 2005/2006 (Abb. 2). Diese Ergebnisse zeigen deutlich, dass die Nutzung der Grenze als Ressource viel wichtiger für die Moldauer als für die Rumänen ist.

Allerdings führten die neuen Grenzregelungen nicht nur zur Abnahme des Kleinhandels im moldauisch-rumänischen Grenzraum, sondern auch zur Zunahme der Arbeitsmigration. In den untersuchten Grenzgemeinden der Republik Moldau (Sculeni und Colibași) gaben im Jahr 2006 37 % (n = 292) der Befragten an, dass mindestens ein Mitglied der Familie im Ausland arbeitete, und zwar meistens in Russland (37 %) und in Italien (30 %). Im Zeitraum zwischen 2006 und 2008 stieg diese Anzahl in der Republik Moldau um 15 %-Punkte, sodass von 52 % der befragten Familien der Republik Moldau wenigstens eine Person im Ausland arbeitete. Die Untersuchungsergebnisse bestätigen, dass ein Zusammenhang zwischen der Reduktion des Kleinhandels und der Zunahme der Arbeit im Ausland besteht. Denn zeitgleich zur verstärkten Arbeitsmigration sank die Anzahl der Grenzgänger von 2006 bis 2008 fast um die Hälfte.

In Rumänien konnte nach dem EU-Beitritt die gleiche Tendenz zur steigenden Arbeitsmigration festgestellt werden. Die Erhebungen in den Grenzgemeinden Oancea und Victoria zeigen, dass die Anzahl der Befragten, die Familienangehörige im Ausland hatten, von 26 % im Jahr 2006 auf 46 % im Jahr 2008 stieg. Dieses Phänomen hängt mit der steigenden Bewegungsfreiheit für die rumänischen Bürger zusammen, da nach dem 1. Januar 2007 keine Visumpflicht für die Einreise in den EU-Staaten mehr besteht. Neben dem Kleinhandel in Rumänien und der Arbeitsmigration ins Ausland ist die Erlangung der rumänischen oder bulgarischen Staatsbürgerschaft eine attraktive Strategie zur Armutsbekämpfung, da sowohl die Nutzung der „Ressource Grenze“ im Alltag als auch die Arbeit im Ausland so einfacher zu realisieren sind.

Angaben darüber, wie viele Moldauer die rumänische Staatsbürgerschaft besitzen, schwanken erheblich. Die

rumänische wie auch die internationale Presse berichteten über Jahre hinweg von ca. 100.000 bis 1 Million Moldauern, die diese Möglichkeit nutzten. Jedoch seien laut der aktuellsten Erklärung (im Januar 2011) des rumänischen Präsidenten Traian Băsescu im Zeitraum von 1990 bis 2010 insgesamt nur ca. 170.000 rumänische Staatsbürgerschaften vergeben worden, davon schätzungsweise ca. 142.486 an moldauische Bürger. Da in der Zwischenkriegszeit (1918–1940/1944) das Territorium der heutigen Republik Moldau zu Groß-Rumänien gehörte, können rumänische Bürger sowie ihre Nachkommen bis zur zweiten Generation, die ihre rumänische Staatsbürgerschaft vor dem 22.12.1989 gegen ihren Willen verloren hatten, diese auf Verlangen zurückerhalten.

2. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage nach der Bedeutung der nationalen Identität im Alltag der Moldauer. Um diese Fragen besser zu verstehen, ist es wichtig zu erwähnen, dass um das postsowjetische *Nation-Building* in der Republik Moldau zwei ideologische Angebote konkurrieren: der Rumänismus (*românismul*) und der Moldovenismus (*moldovenismul*). Der Rumänismus beruft sich auf die Existenz einer gemeinsamen Nation auf beiden Seiten des Pruth, die auf gemeinsamer Sprache, Tradition und Geschichte basiert, wohingegen es für Moldovenisten zwei unterschiedliche Nationen mit unterschiedlicher Sprache, Tradition und Geschichte gibt. Im Laufe der letzten zwanzig Jahre waren beide Richtungen unterschiedlich stark vertreten. Der bis 1994 dominante Rumänismus verschwand aus der Politik, blieb aber in Kultureinrichtungen und Schulwesen bestehen.

Der Kampf zwischen diesen zwei Strömungen war immer Element der politischen Debatten, er führte zu einer Identitätskrise und beeinflusste den *Nation-Building*-Prozess nach der Unabhängigkeit der Republik Moldau nachhaltig. Von 1994 bis 2009 regierten in Chişinău Moldovenisten, die verschiedene Maßnahmen zur Konstruktion der moldauischen Nation ergriffen (z. B. in Bezug auf die Bezeichnung der Staatssprache und in der inhaltlichen Ausrichtung des Schulunterrichts im Fach Geschichte). Diese setzten sich nicht durch, weil das rumänistische Lager diese Maßnahmen mit massiven Demonstrationen bekämpfte. Beispielsweise ist nach der moldauischen Verfassung vom Sommer 1994 das „Moldauische“ die Staatssprache, wodurch auch Schulbücher entsprechend betitelt werden sollten („Die moldauische Sprache“). Trotzdem lernen die Schüler in der Republik Moldau weiter aus Büchern, deren Titel „Die rumänische Sprache“ lautet.

Allgemein betrachtet gibt es unter den Befragten keine eindeutige Präferenz der rumänistischen oder moldovenistischen Position. Die Ergebnisse könnten daher als ambivalent interpretiert werden. Die Mehrheit der befragten Moldauer (72 %) würde einen rumänischen Pass ihr Eigen nennen wollen. Bereits 42 % haben ihn beantragt (Erhebung 2006). Allerdings wünschen sich die Befragten einen rumänischen Pass vor allem wegen der

praktischen Vorteile, die dieser bietet, und nicht wegen nationaler Gefühle.

Passend zur moldovenistischen Sicht fühlt sich die Mehrheit der Befragten explizit als Moldauer (78 %). Gleichzeitig – und damit der rumänistischen Position entsprechend – sehen 65 % der Befragten in den Rumänen ihre „Brüder und Schwestern jenseits des Pruth“. Geteilt sind die Meinungen zur eigenen Sprache: 44 % bezeichneten im Jahre 2008 ihre Sprache als Rumänisch und 56 % als Moldauisch. Ebenso gespalten ist die Diskussion zur Unabhängigkeit oder Vereinigung der Republik Moldau mit Rumänien: 41 % wünschen eine Vereinigung mit Rumänien, 44 % hingegen einen unabhängigen Staat (Erhebung 2008).

Die teilweise widersprüchlichen Antworten können so interpretiert werden, dass den Befragten vor allem ökonomisches Interesse hinsichtlich der Nutzung von Überlebensmöglichkeiten wichtig ist, und dies mehr als eine klare, aber doch abstrakte Einstellung zu ihrer nationalen Identität.

Jedoch zeigt ein stärker differenzierter Blick auf die Ergebnisse, dass vor allem drei Faktoren eine Rolle spielen, nämlich: das Alter, der Bildungsgrad und die Lage bzw. Geschichte der Untersuchungsgemeinde. So wurde auf Seiten der Republik Moldau festgestellt, dass ein Zusammenhang zwischen Einstellung und Alter bzw. Bildungsgrad besteht: Je jünger und je besser ausgebildet die Befragten sind, desto rumänistischer sind ihre Einstellungen. Umgekehrt gilt: Je älter und weniger ausgebildet die Probanden sind, desto moldovenistischere Einstellungen haben sie. Es wurde deutlich, dass in allen Untersuchungsorten generelle Tendenzen zu diesen o. g. Einstellungen vorliegen. Trotzdem bestehen auch hier Unterschiede: So zeigen Befragte in Colibaşi (Süden) allgemein eher eine rumänistische Einstellung und eine Affinität zu Rumänien, während bei den Bewohnern in Sculeni (Zentrum–Nord) und Răzeni eher eine moldovenistische Einstellung zu finden ist wie auch eine größere Affinität zu Russland. Diese Unterschiede können mit der Lage innerhalb des Landes, der damit verbundenen unterschiedlichen Erreichbarkeit der Hauptstadt Chişinău, der regionalen ethnischen Struktur sowie historischen Ereignissen erklärt werden.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass es „die eine Identität“ nicht zu geben scheint, sondern viele Identitäten existieren, die durch unterschiedlichen Faktoren und Kontexte konstruiert und verändert werden. In diesem Sinne hat Identität einen wandelbaren und veränderlichen Charakter, der permanent konstruiert und neu bestimmt wird.

Von Dr. Mihaela Niemczik-Arambaşa, *Humangeographin*, erschien zuletzt die Dissertation „Alltag am östlichen Rand der EU: Raumeignungen der Bevölkerung im Grenzraum Rumänien/Republik Moldau“ im Universitätsverlag Potsdam (2013).

Ein heute wenig beachteter Bukowiner Volkskundler, Landeskundler und Geograph

Ludwig Adolf Staufe-Simiginowicz

Helga Stein

Ludwig Adolf Staufe-Simiginowicz wird zwar in vielen einschlägigen biobibliographischen Lexika erwähnt, als Schriftsteller, Übersetzer und Journalist gewürdigt oder geschmäht, ist aber als Volkskundler, Landeskundler und Geograph der Bukowina, des damals jungen Kronlandes der großen Österreich-Ungarischen Monarchie, noch nicht ausreichend untersucht worden.

L. A. Simiginowicz, alias Staufe, wurde am 28. Mai 1832 in Suczawa/Suceava geboren. Er war in erster Linie Bukowiner. Sein Vater war Ruthene, seine Mutter, Anna Klug, eine Deutsche, deren Familie aus Württemberg eingewandert war. Ihr Einfluss prägte ihn zunächst, so dass er sich als Bukowina-Deutscher empfand. Er wählte wie so viele Autoren seiner Zeit das Pseudonym: Staufe. Später bewirkten politische Einflüsse, vor allem die der rumänischen Nationalisten, dass er sich seiner ukrainischen Herkunft besann und konsequent den eigentlichen Familiennamen Simiginowicz vor oder nach seinem gewählten Schriftstellernamen hinzufügte.

Seinen Lebensweg kann man in mehrere Perioden einteilen: zunächst die Schul- und ersten Berufsjahre in Czernowitz/Černivci/Cernăuți 1849-1852, dann seine Studienzeit in Wien 1853-1856, der 18 Jahre Lehramt in Kronstadt/Braşov zwischen 1858 und 1876 folgen, und schließlich ab 1876 die Rückkehr nach Czernowitz mit einer reichen pädagogischen, wissenschaftlichen und journalistischen Tätigkeit. Ludwig Adolf Staufe-Simiginowicz starb am 19. Mai 1897 in Czernowitz.

Über seine Studienzeit berichtet Staufe am 13. März 1855 dem Tiroler Märchensammler Ignaz Zingerle: *„Da Sie stets mit so vieler Teilnahme mich gütigst bedacht haben, werden Sie wissen wollen, was ich in Wien mache? Nun, ich studiere, bin an der Schottenfelder Oberrealschule Kandidat u. mache langsam meine Lehramtsprüfungen, von denen ich zwei schon im Rücken habe. Meine Fächer, wie Sie wohl leicht erraten werden, sind deutsche Grammatik, Litteratur, Geschichte u. Geographie. Von der Regierung genieße ich jährliche Stipendien, u. bin Gott sei Dank mit meinen Aussichten zufrieden. An Vernaleken habe ich nicht bloß einen tüchtigen Professor, sondern auch einen treugesinnten, edlen väterlichen Freund.“* Th. Vernaleken war damals in Wien einer der wichtigsten Förderer der Lehrerausbildung und selbst auch Sammler von Märchen und Sagen der Alpen.

Es gelingt ihm auch eines der vier Stipendien für Lehramtskandidaten zu erhalten und die Vorlesungen an der Universität im Fach Geschichte bei Prof. Josef Aschbach

und Vergleichende Geographie bei Prof. Friedrich Symoni zu besuchen. Nach Beendigung des Studiums folgt ein einjähriger Aufenthalt in Czernowitz, anschließend erhält Ludwig Adolf Simiginowicz – als Lehrer wird er mit seinem bürgerlichen Namen geführt – eine feste Stelle am römisch-katholischen Gymnasium in Kronstadt, wo er Geographie, Geschichte und Deutsch unterrichtet. Er heiratet die Kronstädterin Therese Goldschmidt und arbeitet dort bis 1876. Er fühlt sich in Siebenbürgen wie im Exil und bemüht sich, seine enge Verbindung zur Bukowina ungebrochen zu erhalten. Sie findet vorwiegend in geographischen, geschichtlichen und literarischen Arbeiten ihren Niederschlag, in seinen kulturhistorischen Skizzen und Novellen, die er in zahlreichen Zeitungen und Journalen im In- und Ausland veröffentlicht.

Er selbst sieht sich auch mehr als Schriftsteller, wie er in seiner für das Schriftstellerlexikon eigenhändig abgefassten Biobibliographie angibt, wo er auf an die 30 Novellen hinweist. Dieses Selbstbildnis ist fast wörtlich in der „Deutsch-österreichische Literaturgeschichte“ von J. W. Nagl, J. Zeidler, E. Castle (Wien 1914, 1935) wiedergegeben. Hier muss unter seinen frühen Arbeiten das Bändchen „Romanische Poeten“ hervorgehoben werden, in dem er Gedichte der damals aktuellen Dichter, wie z. B. aus V. Alecsandris „Doine și lăcrămioare“ (zehn Texte) ins Deutsche überträgt. Aus seinen zahlreichen Erzählungen ist hervorzuheben die Bearbeitung der Ballade vom Bauopfer „Meşter Manole“ unter dem Titel „Der Klosterbau, Erzählung aus dem Volksleben“ 1870. Im Vorwort schreibt er dazu: *„Wenn wir das ganze Sagengebiet des rumänischen Volkes mit prüfendem Blick übersehen, so finden wir nur wenige Stoffe, welche von gleichem poetischen Wert sind, wie jener, der die schöne Sage vom Klosterbau zu Argis bildet. Die Gestaltung der Sage zu einer für das größere Publikum berechneten Erzählung war lange der Wunsch meiner Sele.“*

Als Volkskundler macht er sich verdient mit der Sammlung „Rumänische Märchen aus der Bukowina“ (1852), die erst 2010 im Saeculum Verlag, Bukarest, in Gänze herausgegeben wurde. Viorica Ionescu-Nișcov hat dazu neben der Einordnung der Sammlung in die rumänische Folkloristik eine glänzende Übersetzung der deutsch erhaltenen Texte geliefert. Die Verfasserin dieser Zeilen hat sich um die Transkription des Manuskriptes bemüht sowie um die Darstellung der Beziehungen des Sammlers zu der großen, von den Brüdern Grimm ausgelösten Sammelbewegung. Vor allem, da sich Wilhelm Grimm sehr lobend über die ersten in der *Zeitschrift für Mythologie und Sittenkunde* in Göttingen 1853 gedruckten Texte aus der Bukowina geäußert hat.

Nach seiner Rückkehr nach Czernowitz folgen die „Bukowiner Sagen“ 1885, in der Erzählungen der verschiedensten Völkerschaften der Bukowina zusammengefasst sind. 1888 erscheint die große Sammlung „Kleinrussischer Volkslieder“, mit Erläuterungen zu den verschiedenen Gesangsformen.

Über die umfassende Tätigkeit Staufes berichtet der Aufsatz „Ludwig Adolf Staufe-Simiginowicz – ein Volks- und Landeskundler aus der Bukowina in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts“ in „Romania Occidentalis – Romania Orientalis, volum omagial închinat prof. Ion Taloș, Cluj, 2010“. – Es geht dabei unter anderem um die Lebensbilder der verschiedenen Bevölkerungsgruppen der Bukowina, nämlich der Lipowaner, der Huzulen, der Rumänen, der Russinen etc. Es sind kulturhistorische Skizzen, die Staufe 1884 in dem Band „Die Bevölkerungsgruppen der Bukowina“ zusammenfasst und damit als erster eine Gesamtdarstellung von Land und Leuten seiner Heimat liefert. Ihm geht es wie allen Bukowiner Autoren seiner Zeit darum, durch eine bessere Darstellung von Land und Leuten zu einer korrekten Kenntnis des Landes, dem Ausräumen schädlicher Vorurteile und damit zu einer besseren Verständigung zwischen den Völkern, vor allem nach der Aufwertung ihres Landes zum Kronland beizutragen.

Mit der gleichen Intention ruft Kronprinz Rudolf das Monumentalwerk „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ 1887 ins Leben. Während Staufe 1884 die Beschreibung der Völkergruppen alleine durchführt, stehen 1899, zwei Jahre nach seinem Tode, als im Rahmen des Monumentalwerkes der Band „Bukowina“ erscheint, bereits bekannte Namen im Inhaltsverzeichnis – in der Rubrik Volkskunde: J. Sbierea und S. Fl. Marian für die Rumänen, A. Manastyrski für die Ruthenen, R. Fr. Kaindl für die Huzulen, D. Dan für die Lipowaner, Armenier und Zigeuner und J. Polek für die Deutschen, Ungarn und Slovaken. Unter anderem kommt neu hinzu die Abteilung „Rumänische Sprache und Literatur“ von I. G. Sbierea; „Ruthenische Sprache und Literatur“ von E. Kaluźniacki und „Deutsche Literatur“ von R. Wolkan. L. A. Simiginowicz–Staufe ist nur mit einem Abschnitt beteiligt, und zwar mit der einleitenden „Landschaftlichen Schilderung“ der Bukowina (S. 3-48).

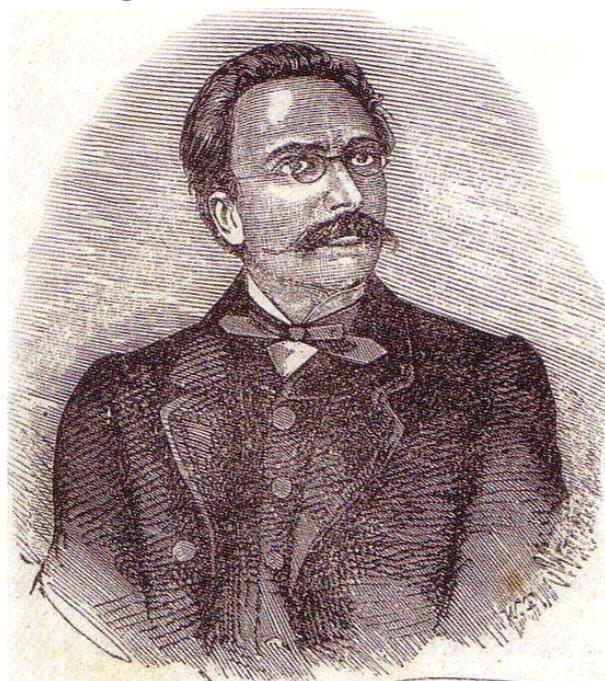
Und damit ist Staufe-Simiginowicz bei einem seiner wenig bekannten Schwerpunkte, der Geographie der Bukowina. Die meisten Arbeiten auf diesem Gebiet verfasst er in seiner Kronstädter Zeit, während der er kaum die Möglichkeit hatte, der Bukowiner Bevölkerung aus volks- und landeskundlicher Sicht nahe zu sein. Zu den geographischen Arbeiten gehören: „Die europäischen Wasserscheide“, Kronstadt 1859; „Reliefkarte der Bukowina“, Czernowitz, Verlag der Landesregierung 1871; „Die Bodenplastik der Bukowina“, Kronstadt 1873; „Zwei Bukowiner Geschichtsstudien. Festschrift zu Ehren der Eröffnung der k.u.k. Franz-Josephs-Universität in Czernowitz“, Pardini 1875; „Das Pruththal“, Czernowitz 1876, „Das Pruththal in

Galizien und in der Bukowina“ im Bericht der k.k. Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt zu Czernowitz über die Schuljahre 1870/1871 bis 1895/1896.

Neben seiner literarischen Tätigkeit wird diese Seite seines Schaffens durch die Mitgliedschaften in wissenschaftlichen Vereinen anerkannt. So ist er ordentliches Mitglied der k.k. geographischen und der k.k. zoologisch-botanischen Gesellschaft zu Wien und wirkliches Mitglied des Siebenbürgischen Vereins für Landeskunde in Hermannstadt/Sibiu.

Betrachtet man das hier nur kurz skizzierte vielseitige Wirken von Ludwig Adolf Staufe-Simiginowicz, so ist dieses aus der Bildungs-, Literatur- und Wissenschaftsgeschichte der Bukowina nicht wegzudenken. Als Volkskundler im heutigen strengen Sinne kann er noch nicht angesehen werden. Für seine Zeit ist er jedoch ein Vorreiter, Anreger, Wegebereiter und auch auf diesem Gebiet ein Brückenbauer. Mit seinen Sammlungen, Übersetzungen und wenn auch nur kurzen Erläuterungen konnte er sich in das sich öffnende Feld der Landes- und Volkskunde einreihen. Wie viel er wirklich geschrieben und übersetzt hat, wie viele seiner kulturhistorischen Skizzen dem Verständnis seines Heimatlandes gedient haben, wird erst eine genaue Recherche seiner äußerst zahlreichen Beiträge in den Zeitschriften seiner Zeit zeigen. Die großen Sammlungen von Sagen und Volksliedern aus der Bukowina, die er gegen Ende seines Lebens der Öffentlichkeit übergibt, haben ihm einen festen Platz in den Reihen der Forscher des 19. Jahrhunderts gesichert.

Dr. Helga Stein war als Lektorin für Rumänisch an der Universität Göttingen und bis zu ihrer Pensionierung als Volkskundlerin am Roemer- und Pelizaeus-Museum Hildesheim tätig.



Ludwig Adolf Staufe-Simiginowicz (1832-1897).
Abb.: wikipedia.org

Über die „Andersartigkeit“ des Südostens

Gregor von Rezzoris Maghrebiniens aus maghrebinischer Sicht

Romanița Constantinescu

Als Erfinder Maghrebiniens ist Gregor von Rezzori in die Geschichte der Mentalitäten und des Imaginären des 20. Jahrhunderts eingegangen. Gelassen und ahnungslos schrieb ich im April 2012 einen Beitrag für eine Jassyer Tagung über die plausibelste Einstellung Rezzoris zu seinem Findling, indem ich versuchte den Kurs tendenziöser Lesarten, die seine Literatur verzerren, zu korrigieren. Mir scheinen sowohl die Bestätigung eigener negativer Stereotype gegenüber dem Balkan am Werk Rezzoris und die Aufwertung des Werkes durch die Abwertung des portraitierten Maghrebiniens als auch die Aufforderung zur politischen Korrektheit und somit die Ablehnung seines Werkes als politisch inkorrekt gleichermaßen unangebracht. Ich konnte nicht wissen, dass meine Übungen zur kritischen Objektivität im Sommer desselben Jahres auf die Probe gestellt werden würden, dass ich skeptisch wie Rezzori die besorgniserregenden Ereignisse (den versuchten „Bukarester Putsch“) betrachten werde, die wiederum auf der Karte Europas die grässlichen Umrisse Maghrebiniens hervorbrechen ließen. Der Historiker Lucian Boia bestätigte Rezzori in seinen düsteren Vorahnungen in einem im Humanitas Verlag in Bukarest neu erschienenen Buch – „De ce este România altfel?“ („Warum ist Rumänien anders?“), welches viel Aufsehen erregt und missbilligende Kommentare ausgelöst hat. Ich kehre also hier zum Thema der Andersartigkeit des europäischen Südostens zurück, das leider immer noch aktuell ist. Bei dieser Gelegenheit wurde mir klarer, dass Maghrebiniens eine „Alarmzone“ am Rande eines Gebiets mit erhöhtem Sicherheitsrisiko ist und deshalb eine wirksame Mahnung darstellt, nicht vom geraden Weg (*de via decedere!*) abzukommen – aber auch eine Quelle der Hoffnung und des Optimismus.

Aber was ist Maghrebiniens bei Gregor von Rezzori, der hier auch seine guten und schlechten Zeiten verbracht hatte und von Weiterem nur dem Hörensagen nach berichtet (wie etwa der Verstaatlichung der „Produktionsmittel“ im kommunistischen Zeitalter)? Eigentlich streitet eine ganze Menge von „Ländern“ über die imaginäre Landkarte des Balkan: Ruritaniens, Graustark mit der Hauptstadt Edelweiss, Vlatava mit der Hauptstadt Vlavograd, Herzoslovakia mit der Hauptstadt Ekarest, Molvania, Carpathia, Romanzia, Mlavia und viele, viele andere. Etwa Maghrebiniens mit der Hauptstadt Metropolsk – die fingierte Projektion Rezzoris weist einen gut sichtbaren Ort auf. Machen wir uns jedoch nicht zu Opfern: Nicht nur der Balkan ist von Fiktionen bevölkert, sondern auch die Landkarte Südamerikas – Woody Allen beispielsweise imaginiert in „Bananas“ (1971) die lateinamerikanische Republik San Marcos. Das Verfahren der Travestie einer

politischen, sozialen, ökonomischen Beziehung unter anderem Namen ist genau dazu bestimmt, Empfindlichkeiten hinsichtlich der Realität oder eine maßstabsgetreue Identifizierung mit ihr zu vermeiden. Es erscheint jedoch als schwaches Palliativ: „Borat oder Kulturelle Lernung von Amerika um Benefiz für glorreiche Nation von Kasachstan zu machen“ (2006) nennt die Dinge beim Namen. Doch auch in den „Maghrebinischen Geschichten“ (1953) schmerzt der Humor. Weil genau wie bei einem Schlüsselroman alle nur an dem interessiert scheinen, was sich hinter der Travestie und der Maske verbirgt: Wie sind sie eigentlich, die Balkanier? Der Balkan ist für den übrigen Kontinent noch exotisch: Hier können – ohne Gefahr zu laufen, von einem der wenigen Kenner Widerspruch zu ernten oder schlicht in den Fehler zu verfallen, unglaublich zu sein – die fantastischsten Abenteuer und Dramen verortet werden. Die exotische Projektion ist begleitet von der kritischen Reflexion: Der Balkan ist nicht länger das Unbekannte, sprich ein neutrales Gebiet, das es zu entdecken gilt, sondern das Gegenteil der zivilisierten Welt, eine dämonisierte Welt: rückständig, anachronistisch regiert. Aus fremder Perspektive ist der imaginäre Balkan niemals das Paradies, er ist das Refugium der kontinentalen Furcht vor unvorhersehbaren Entwicklungen, vor dem Aus-der-Zeit-Fallen und der Verachtung für Lebensformen, die man im eigenen Land als ein für allemal überwunden ansieht.

Die Überlagerung der wirklichen Landkarte durch eine imaginäre hat bedeutendere Wirkungen auf die Realität der Beziehungen zwischen Ost und West gezeitigt als journalistische Berichte oder historische Traktate, wie Vesna Goldsworthy in „Die Erfindung Ruritaniens: Der Imperialismus der Imagination“ (1998) dokumentiert. Man kann der Frage nach der „politischen Korrektheit“ Gregor von Rezzoris, jener der „Maghrebinischen Geschichten“, nicht ausweichen.

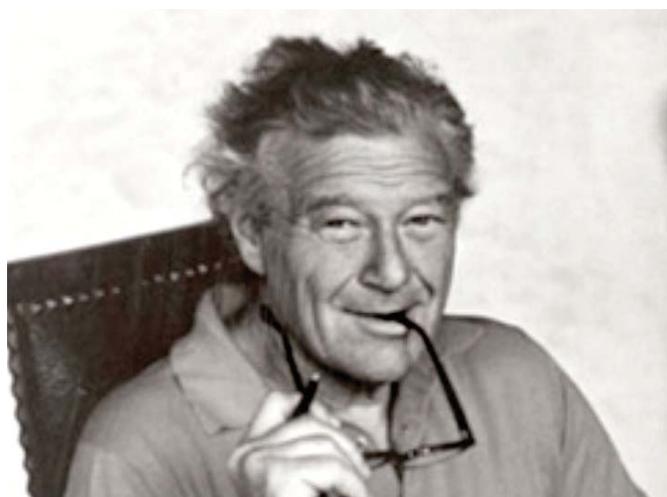
Was die Ereignisse anbelangt, von denen die „Maghrebinischen Geschichten“ künden, so dürfte sich ein düsteres Balkanbild wohl kaum finden lassen. Maghrebiniens ist das Land der Korrupten und die Heimat der Diebe, wo mit ritueller Regelmäßigkeit ein innerer Krieg auf den anderen folgt und wo die Menschen der Tugenden des Herzens – Mitleid, Wohlwollen und Solidarität – gänzlich ermangeln, nicht aber der Boshaftigkeit, des Hasses, des Neides und der Schadenfreude. Die Lehren des Lebens sind hier beißend und korrumpierend. Diese Lügengeschichten bergen soviel schwarzen Humor, dass es selbst demjenigen Leser, der dem Balkan nicht die geringste Empathie entgegenbringt und der seine (vor)

urteilenden Stereotypen Schritt auf Tritt bestätigt findet, einleuchten muss, dass Rezzori zu weit geht. Rezzoris Übertreibung ist Programm, er scheint die Projektionen der Anderen *ad absurdum* führen zu wollen – Projektionen auf eine Gegend, die er zu gut kennt, zu genüsslich zitiert, als dass einem nicht in den Sinn käme, er mache sich lustig über genau diejenigen, welche sich solcher Projektionen bedienen, um *de plano* diese Welt abzulehnen, die doch, nicht wahr, auch ihre Vorzüge hat ...

Die Beobachtung, dass Rezzori programmatisch übertreibt, dass er zu sehr Gruselgeschichten „sammelt“, um sein Ländlein zu dekorieren, so wie er früher in Bukarest die Vitrinen der Geschäfte, die Elida-Seife verkaufte, dekoriert hatte, ist nicht überzeugend hinsichtlich dessen, was wir die „Gutgläubigkeit“ des Autors nennen könnten, solange eine andere wichtige Beobachtung fehlt: Im Unterschied zur Außenperspektive der Erzähler anderer auf dem Balkan angesiedelter Distopien ist der Ich-Erzähler der „Maghrebinischen Geschichten“ kein fremder Reisender, sondern dezidiert ein Maghrebinier. Abgesehen davon erklärt Rezzori sich selbst, voller Pathos und natürlich mit einer Art von provokantem Masochismus, zum Maghrebinier, womit er sich in der literarischen Welt einen gewissen Ruhm erwirbt, aber auch einige Nachteile. *Nota bene*: Für Rezzori beginnt der Balkan nicht in Bukarest, sondern in Czernowitz.

Ist aber Maghrebinien ein Balkanland? Rezzori sieht sich genötigt zu erklären: Der Name seines imaginären Landes stamme vom Maghreb ab, was im Arabischen soviel bedeutet wie Ort des Sonnenuntergangs (vom Nahen Osten aus gesehen), während der Balkan, imaginär gesprochen, die kardinale Gegenrichtung darstellt, das Morgenland Europas. Folglich kann das fantastische Maghrebinien nur ein Morgenland darstellen, „in welchem das Abendland sich spiegelt“. Wir kennen die klassische Situation aus Montesquieus „Persischen Briefen“, in denen weniger Persien zur Diskussion steht, als vielmehr Frankreich. Gewiss ist in den „Maghrebinischen Geschichten“ das die orientalische Welt kontrastierende Bild in viel geringerem Maße präsent. „Borat“ ist in dieser Hinsicht weitaus klassischer und näher an Montesquieus Modell, indem er dem karikaturistischen Kasachstan ein nicht weniger skurriles Amerika gegenüberstellt. Der einzige Maghrebinier, der in den Westen reist, ist Petrakje Lupu, Hirte zu Maglawit, der sich für Gottes Propheten hält und gleich Moses behauptet, Gott hätte aus einem Dornbusch zu ihm gesprochen. Die Wissenschaftler des Westens befließigen sich, das Wunder zu klären, sperren ihn in die „Heilanstalten des Westens“, so dass Petrakje Lupu ihnen, nach einigen Jahren der Behandlung, bekennt: *„Ich glaubte daran, dass ich Gott gesehen hätte von Angesicht zu Angesicht, und dass ER mich zu seinem Propheten ausersehen hätte. Seit ich aber hier bei euch weile und mir von euren größten Männern soviel Aufmerksamkeit zuteil geworden ist, glaube ich nicht mehr, GOTTES Prophet zu sein, sondern Gott selbst“*.

Genau wie Petrakje Lupu verfährt auch der Ich-Erzähler: Er steigert sich in den Wahnsinn des Ost-West-Kulturkonfliktes hinein. Die gesamte hier inszenierte Aufführung ist dem Menschen des Westens gewidmet: Rezzori „weiß“, was man von ihm verlangt, er unterhält den fremden Zuschauer, füttert ihn systematisch mit all jenem, das man von einem Erzähler, der sich den Balkan als Thema gewählt hat, erwartet: Gruselgeschichten, wütende Gesellschaftskritik, schierer Scherz und Anekdoten. So sehr dieses Buch auch einem gewissen Publikum „gewidmet“ sein mag – im Grunde besteht es aus kleinen Radiofragmenten, die Rezzori im Nordwestdeutschen Rundfunk gelesen hat –, so wenig kann der rumänischsprachige Leser damit anfangen. Er kann nicht verstehen, wie jemand mit ein paar abgenutzten Anekdoten, die auf dem Balkan jeder von Kindesbeinen auf kennt, mit Kolportage und schlichter Folklore Literatur schaffen konnte. Nicht für ihn ist das Buch; doch diese Beobachtung könnte ins Gewicht fallen, weil man, nach Edward W. Said beispielsweise, das Wohlwollen eines Autors, welcher von anderen Gebieten erzählt als von jenen seiner Heimat, erprobt, indem man die Schriften der im Buch Portraitierten liest. Erkennen sie sich dort noch wieder? Die Maghrebinier erkennen sich in Rezzoris Buch nicht wieder; was sie jedoch wiedererkennen, ist die Art und Weise, in der sie zu betrachten den Anderen gefällt und welche diese amüsiert – nicht aber auch die Maghrebinier, um ehrlich zu sein. Sie erkennen aber noch etwas: nämlich einen von ihnen, der sich unter dieser seinem Publikum gefallenden Travestie gut „verkauft“, der aber schließlich und unerwarteterweise dahin gelangt, die Feindseligkeit des Publikums zu überwinden, es zu verzaubern, für Maghrebinien einzunehmen. Seinen Pinsel in die exotische Farbe tauchend, in der die Anderen ihn sehen, schmunzelt „der alte Maghrebinier“, lacht er über sich selbst, doch auch über Kurzsichtigkeit der Anderen, derer er sich bedienen wird, um sie einem optischen Trick zu unterwerfen, mittels dessen Maghrebinien sich gänzlich anders gestalten wird, als man erwartet hätte.



Der deutschsprachige Schriftsteller und Schauspieler Gregor von Rezzori wurde als Gregor Arnulph Hilarius d'Arezzo 1914 in Czernowitz in der Bukowina, Österreich-Ungarn geboren; er verstarb 1998 in Donnini in der Toskana, Italien. Foto: ecrivons.free.fr

Das Spiel des Erzählers ist ein Meisterwerk der *dissimulatio*, des Sich-Verstellens: Der verachtete Clown gelangt dahin, um seine Freiheit beneidet zu werden, und der Zuschauer wünscht sich einen Rollentausch ... mit dem Clown. Die fatal-verführerischen Züge Maghrebinien treten unerwartet zutage, trotz der kräftigen und schonungslosen, unbarmherzigen Farben, die bemüht sind, jene zu verbergen. Auf einen dieser Züge kommt Rezzori immer wieder zurück: die Gelassenheit der Seele und die Toleranz.

Nicht nur um die Gelassenheit der Sitten wird der Maghrebinier beneidet, sondern auch um seine ihm angeborene Begabung der schmuckreichen Rede, um seinen Witz und seine Erzählungen. Rezzori zögert nicht, selbst zur Konsolidierung des Mythos eines mit Erzählungen aufgeladenen Balkans beizutragen. Man höre seine Zugehörigkeitserklärung zum literarischen Balkanismus: „Und recht eigentlich, verstehen Sie, recht eigentlich besteht das große und ruhmreiche Land Maghrebinien nur aus Geschichten, es ist vom einen bis zum anderen Ende daraus gemacht. Und wollte einer eine Geschichte nach Maghrebinien bringen, so hieße das, er versuchte, Eulen nach Athen zu tragen; oder Samoware nach Tula; oder Rosen in die Tale von Kitschalij; oder Schafskäse zum Berge Penteleo; oder Juden nach Sadagura; oder Läuse auf das Haupt des maghrebinischen Patriarchen.“

Rezzori weiß, dass der Balkan an der viel disputierten Kreuzung zwischen der Außen- und der Eigenwahrnehmung liegt und er weiß, dass keine der Perspektiven frei von Schuld ist. Und als „Patriot“ lehnt er fremde Erzählungen ab, die sich in Maghrebinien ansiedeln möchten, welches dieser Erzählungen nicht bedarf. Es sind die Maghrebinier selbst, die im höchsten Maße zur Erzählung ihrer Geschichten, selbst der beißendsten unter ihnen, befähigt sind. Und Rezzoris Figuren haben oft eine verzauberte Stimme voller Poesie: Auf die Frage des Kindes, was mit dem Vollmond geschieht, wenn diesem am Himmel der Neumond folgt, antwortet ihm die maghrebinische Amme: „Man zerbricht ihn, um daraus Sterne zu machen.“ Froh fügt sich in diese Weisheit der Leser, überzeugt davon, besser den Maghrebiniern die Aufgabe der Erzählung ihrer selbst zu überlassen – je nach Fall grell oder auch pastell.

Es ist letztlich ungerecht, Rezzori vorzuwerfen, er sei ein Verleumder. Eine verkappte *ars poetica* des schieren, bald burlesken, bald grotesken Humors Gregor von Rezzoris finden wir in dem „maghrebinischen“ Roman „Ein Hermelin in Tschernopol“ (1958). Hier streitet der Ich-Erzähler mit dem großen Satiriker der Kinderliteratur Wilhelm Busch („Max und Moritz“). Als Anlass dient ihm der In-allem-gut-Mensch Kunzelmann, der eines Tages daherkommt, um unter den beeindruckten Blicken der Kinder ein totes Pferd hochzuheben. Dann bringt er den Besitzern die Haut ihres toten Pferdes zurück, nicht ohne „im harten und gemeinen Dialekt der Teskowinadeutschen“ scherzhafte Verse zu schmieden, zur Überraschung der

Kinder: „Was säht ihr wohl auf diesäm Kahren den Kunzelmann nach Hause fahren? ... Das Frailain naht sich und jahmmert sährr laut, es ist nämlich zu spät, hier liegt die Haut!“ Die Welt des Wilhelm Busch bedroht in perfider Weise die Realität. Die Gerichtsbarkeit nimmt sich hier realistisch aus, vom Menschen ausgehend, und zwar vom „kleinlichen, dummen, rachsüchtigen Menschen, während in unschuldigeren Erziehungsmärchen immer doch die übergeordnete Macht des Guten einen strafenden Engel ausschickt – wenn auch in noch so törichtem Missverhältnis zum Anlass“.

„Die maghrebinischen Geschichten“ vermeiden um jeden Preis diese kleinkarierte, bis zum Sadismus brutale menschliche Gerichtsbarkeit: Deshalb wird die Existenz Maghrebinien ins Mythische gerückt. Maghrebinien steckt voller kindlicher Vergehen, die es aber nicht verdient haben, durch eine nichtige, strenge Pädagogik korrigiert zu werden. Und dies umso mehr, da Maghrebinien in der wirklichen, historischen Ordnung kaum mehr existiert. Eine andere Episode aus dem erwähnten Roman hingegen ist dazu angetan, diese Lesart der satirischen Absichten Rezzoris zu bekräftigen. Die Kinder gelangen in Besitz der schönen Verse, die ein im Hospiz untergebrachter Kranker dem Major Tildy diktiert, doch unter der von Herrn Kunzelmann auf sie ausgeübten Faszination nehmen sie die Zeilen satirisch auseinander. Der Umstand, dass die Kinder die von Tildy gesammelten Verse mit böser Lust parodieren, wird vom Ich-Erzähler in der Zeitperspektive als gewaltsame Reaktion auf das Eindringen der Wirklichkeit in die Sphäre des Idealen betrachtet: „Heute weiß ich, dass diese Grausamkeit mit einer Verzweiflung noch tieferen und heimlicher versteckten Ursprungs zu erklären ist. Denn mit ihr nahmen wir Rache für ein zerstörtes Schönes, das uns in unserer Kindheit Inbegriff des Schönen gewesen war.“

Die Satire ist auch in den „Maghrebinischen Geschichten“ eine Antwort auf die Entzauberung der Welt, und der Witz ein Ausdruck von Schmerz und Trauer. Dem Leser wird nahegelegt, vor Rezzoris beißender Ironie zurückzuweichen – und dem Risiko, darüber hinauszugehen, tunlichst auszuweichen. *Ne bis in idem!*

Dr. Romanița Constantinescu ist Lektorin für Rumänisch an der Universität Heidelberg.



Die deutsche Erstausgabe der „Maghrebinischen Geschichten“ von Gregor von Rezzori erschien 1953 im Hamburger Rowohlt-Verlag.

Tätigkeitsbericht 2012

Hermine-Sofia Untch

Im Berichtsjahr 2012 haben sieben Vorstandssitzungen stattgefunden, und es sind folgende Arbeitsbereiche der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) fortgeführt worden:

1. Internet

Unsere Internetseite (www.deruge.org) wird nunmehr seit zehn Jahren von unserem Vorstandsmitglied Elisabeth Packi betreut. Seit einem guten Jahr führt Mona Vintilă unsere Facebook-Seite.

2. Deutsch-Rumänische Hefte (DRH)

Im Jahr 2012 sind unter der redaktionellen Leitung von Dr. Josef Sallanz erneut zwei Ausgaben der DRH mit einer Auflage von jeweils 600 Exemplaren erschienen. Für das Lektorat unserer Zeitschrift waren Kirsty Otto und Marianne Theil zuständig, seit Ausgabe 2/2012 ist Dr. Silvia Machein neu hinzugekommen. Robert Vitalyos, der über viele Jahre für Satz und Layout der DRH verantwortlich zeichnete, beendete mit der letzten Ausgabe des Jahres 2012 seine Arbeit in der Redaktion. Der Vorstand der DRG und die Redaktion der DRH danken ihm ganz herzlich für sein langjähriges ehrenamtliches Engagement und wünschen ihm viel Erfolg für seine berufliche und persönliche Zukunft. Seinen Part in der Redaktion übergibt er mit den DRH 1/2013 an Brigitta-Ulrike Goelsdorf. Wir heißen sie herzlich willkommen im Team und freuen uns auf zahlreiche gemeinsame Ausgaben.

3. Jour fixe

Im Berichtsjahr haben unter der Federführung von Marianne Theil insgesamt elf Jour fixe-Veranstaltungen stattgefunden, zwei davon in Kooperation mit dem Rumänischen Kulturinstitut (RKI), eine in Kooperation mit der Europäischen Akademie. Die Kooperationspartner stellten zugleich ihre Räume für die Veranstaltungen zur Verfügung. Die restlichen Jour fixe-Veranstaltungen haben im „Leonhardt“ in Berlin-Charlottenburg stattgefunden.

Der Jour fixe **im Januar** war der dichtenden rumänischen Königin Elisabeth (1843-1916) gewidmet, die unter dem Pseudonym „**Carmen Sylva**“ Gedichte, Romane, Märchen und Lieder verfasste, rumänische Literatur ins Deutsche übersetzte, malte und eine Art Popstar der Belle Epoque war. **Silvia Irina Zimmermann**, Autorin und Biographin von Carmen Silva, ging in ihrem Vortrag der Frage nach, welche Bedeutung sie zu ihrer Zeit tatsächlich hatte und was an ihr auch heute noch so fasziniert, dass die Königin, Künstlerin und Kulturvermittlerin im 21. Jahrhundert wiederentdeckt wird. Diese Veranstaltung fand in Kooperation mit dem RKI Berlin statt.

Im Februar war der Journalist und Rumänienkenner **Keno Verseck** zu Gast mit einem Vortrag über „**Rumänien und seine Ungarn. Verwaltungsreform schürt alte Konflikte und neuen Nationalismus**“. Verseck informierte über den seit langem schwelenden Streit zwischen den Rumänen und den Ungarn Rumäniens. Die geplante Territorial- und Verwaltungsreform der Bukarester Regierung bedeute eine Schwächung der ungarischen Minderheit, die infolgedessen verstärkt nach Ungarn abzuwandern drohe.

Der Lichtbildervortrag „**Durch das Banat bis zum Eisernen Tor. Die VII. Studienreise der DRG**“ fand **im März** statt. Mit wunderschönen Bildern unseres bewährten und sachkundigen Reiseführers **Christof Kaiser** gingen wir noch einmal auf die Rundreise von 2010, die uns von Budapest über Temeswar/Timișoara, durch das Banater Bergland – Reschitza/Reșița, Anina-Steierdorf, Oravitza/Oravița – an die Donau-Kasan-Engen, Orschowa/Orșova, das Eisernen Tor, Drobeta-Turnu Severin – und über Herkulesbad/Băile Herculane, Lugosch/Lugoj und Arad wieder zurück nach Budapest geführt hatte.

Aus aktuellem Anlass fand **im März** ein zusätzlicher Jour fixe zum Thema „**Protest wider die politische Gleichgültigkeit. Straßenproteste in Rumänien und ihre Auswirkungen auf die Politik**“ statt. **Stefanie Moser**, die Vertreterin der Friedrich-Ebert-Stiftung in Rumänien und der Republik Moldau, berichtete über die in Rumänien seit Wochen andauernden landesweiten Proteste und Demonstrationen gegen eine Vielzahl von Missständen, insbesondere gegen die Spar- und Reformpolitik der Regierung und gegen den Verfall der Demokratie.

Im April schilderte der langjährige rumänische Diplomat **Constantin Gîrbea** in seinem Vortrag „**Bukarest – Bonn – Moskau – Berlin. Vor 45 Jahren begann eine neue Epoche der Ost-Westpolitik**“ die Anfänge der rumänisch-(west)deutschen diplomatischen Beziehungen, die Hintergründe und die Reaktionen aus Moskau. Anders als andere sogenannten Satellitenstaaten der Sowjetunion nahm Rumänien 1967 diplomatische Beziehungen zur Bonner Republik auf. Als junger Attaché in Bonn hat Gîrbea die komplizierten Anfänge der deutsch-rumänischen Diplomatie hautnah miterlebt.

Der Jour fixe **im Mai** war einer der interessantesten literarischen Vereinigungen der letzten Jahrzehnte gewidmet, die in Deutschland einer breiten Öffentlichkeit erst relativ spät bekannt wurde: Die „Aktionsgruppe Banat“, vor vierzig Jahren gegründet, drei Jahre später von der

Securitate zerschlagen, vereinte höchst unterschiedliche Talente und Charaktere der rumäniendeutschen Schriftstellerszene. **Dr. Markus Bauer**, ein Kenner der rumänischen und rumäniendeutschen Kultur, würdigte in seinem Vortrag „**Am Anfang war das Gespräch.‘ Vierzig Jahre ‚Aktionsgruppe Banat‘**“ kritisch-bilanzierend diese Gruppe, zu der später auch Herta Müller stieß, und diskutierte anschließend mit zwei Gründungsmitgliedern: **Gerhard Ortinau und William Totok**.

Das Thema des **Juni-Jour fixe** war und ist in Rumänien heiß umstritten: „**Roşia Montana: Der Fluch des Goldes. Der Kampf um die Zukunft von Europas größter Goldmine**“. In den Bergen bei Roşia Montana lagern große Gold- und Silbervorkommen (300 Tonnen Gold und 1500 Tonnen Silber im Wert von 14 Milliarden Euro). Die kanadisch dominierte internationale Investorengruppe RMGC möchte das Gold im Eiltempo aus den Bergen herausholen, obwohl Landschaft, Denkmäler und Umwelt zerstört würden und auch bei größter Vorsicht nicht auszuschließen ist, dass der Einsatz von Zyanid zu Umweltkatastrophen führen kann. Befürworter und Gegner stehen sich seit Jahren unversöhnlich gegenüber, Umweltaktivisten aus ganz Europa haben zumindest eine Verzögerung der Genehmigungsverfahren erreicht. Die Finanzkrise verschärft jedoch den Konflikt zwischen Umweltschutz und Arbeitsplätzen. Zwei kenntnisreiche rumänische Umweltaktivistinnen, **Natalia Toma** und **Alina Banu**, berichteten über die neueste Entwicklung.

Mit der aktuellen, immer noch unübersichtlichen politischen Lage in Rumänien nach den **turbulenten Ereignissen im Juli** befasste sich nach der Sommerpause der Jour fixe **im September**. Die Auseinandersetzungen zwischen dem konservativen Präsidenten Traian Băsescu und dem sozialdemokratischen Premierminister Victor Ponta hatten im Juli zum Amtsenthebungsverfahren gegen den Präsidenten und zu einer Staatskrise in Rumänien geführt. In Brüssel hegte man ernsthafte Zweifel an der Rechtsstaatlichkeit Rumäniens. **Sven-Joachim Irmer**, seit dem 1. Juli 2012 Leiter der Bukarester Dependence der Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS), hatte vor Ort die Ereignisse intensiv verfolgen können und berichtete darüber.

Der Oktober-Jour-fixe fand in Kooperation mit der Europäischen Akademie in deren Räumen in der Bismarckallee statt. Der langjährige Koordinator für die Deutsch-US-amerikanischen Beziehungen, der SPD-Außenpolitiker **Karsten D. Voigt**, referierte über das höchst **schwierige Verhältnis zwischen Russland und Rumänien**. Auch nach 1989 waren die Beziehungen von Konstellationen und Ergebnissen der beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts geprägt sowie durch die gemeinsame Grenze, die von 1944 bis 1989 Rumänien von der damaligen Sowjetunion trennte. Auf verschiedenen Fachtagungen, an denen Voigt teilnahm, versuchten beide Seiten, sich über die Ursachen des lange gewachsenen Misstrauens auszusprechen und anzunähern.

Die Münchner Osteuropa-Historikerin **Dr. Hildrun Glass** stellte **im November** ihr Buch „**Das Schicksal der rumänischen Juden im 2. Weltkrieg. Deutschland und der Holocaust in Rumänien während des Antonescu-Regimes**“ vor und präsentierte neue Forschungsergebnisse zu Antonescu, Nazi-Deutschland und dem Schicksal der rumänischen Juden. Glass weist nach, dass das Antonescu-Regime ein Klima der Gewalt gegen Juden (und Roma) im Land schuf, dass es zutiefst durchdrungen war von antisemitischer Ideologie und eigenständige Planungen zur Deportation von Juden aus Rumänien verfolgte. Antonescu ließ jedoch nicht, wie von den deutschen Verbündeten gefordert, rumänische Juden in die Gaskammern deportieren, weshalb die rumänischen Verbrechen an den Juden allgemein kleingeredet wurden. Die Aufarbeitung der Geschehnisse wurde anfänglich zurückhaltend betrieben, sie begann erst im Zusammenhang mit dem geplanten Beitritt Rumäniens zur NATO.

Der letzte Jour fixe des Jahres **im Dezember** war dem berühmten Dirigenten Sergiu Celibidache, der vor 100 Jahren in Rumänien geboren wurde, und seiner Frau, der Malerin Ioana Celibidache, gewidmet. Die Journalistin und Schriftstellerin **Crisula Stănescu** präsentierte ihr Buch über Rumäniens außergewöhnlichstes Künstlerpaar. Das Buch „**Sergiu und Ioana Celibidache – Geheimnisse einer großen Liebe**“ beruht auf mehreren Interviews, welche die Autorin mit Ioana Celibidache 2011 geführt hat. Lesung und Gespräch wurden ergänzt durch Ausschnitte aus einem Dokumentarfilm über Celibidache.

4. Jubiläumsfeier

Der Höhepunkt im Berichtsjahr war die **Jubiläumsfeier zum 20. Jahrestag der DRG**. Nach Monaten intensiver Vorbereitungen konnten wir am 28. September in den Räumen des Rumänischen Kulturinstituts mit über 80 Gästen ein gelungenes Jubiläum feiern. Um 17.00 Uhr begann die Veranstaltung mit der Begrüßung der Gäste durch Dr. Gerhard Köpernik, DRG-Präsident, und Cristina Hoffman, Leiterin des RKI Berlin, gefolgt von dem Grußwort S. E. Dr. Lazăr Comănescu, Botschafter von Rumänien. Drei junge rumänische Künstler begleiteten den Abend musikalisch. Den Auftakt machten Giorgia Bailicenco (Klavier) und Andrei Ciobanu (Violine) mit Tartini/Kreisler – Variationen über ein Thema von Corelli für Klavier und J. S. Bach – Adagio und Fuge aus der Sonate Nr. 1 g-Moll, BWV 1001, den Ausklang des Abends am Buffet begleitete der 14-jährige David Ion auf seiner Geige. Das Gründungsmitglied Dr. Dietmar Pertsch berichtete sehr humorvoll über die Gründung und die Anfänge der Gesellschaft vor 20 Jahren. Geehrt wurden 13 Mitglieder der ersten Stunde. Der Präsident dankte ihnen für ihre langjährige treue Mitgliedschaft in der Gesellschaft. Ein besonderer Dank ging an den aus Rumänien stammenden, in Israel lebenden Friedensaktivisten Reuven Moskowitz, auf dessen Initiative die Gesellschaft vor 20 Jahren gegründet wurde und der erfreulicherweise an der Feier teilnahm. Anschließend spielten die Musiker ein Stück des rumänische Komponisten

Ciprian Porumbescu – „Balada“ für Violine und Klavier. Der Sketch „Ein Kette kleiner Schwächen“ des rumänischen Dramatikers Ion Luca Caragiale, wunderbar gelesen von dem jungen und ebenfalls aus Rumänien stammenden Schauspieler Ionuț Chiriac, sorgte für allgemeine Heiterkeit. Mit einem von Marianne Theil moderierten „Streitgespräch“ ging es weiter: Die Politikwissenschaftlerin Dr. Anneli Ute Gabanyi und ihr Kollege Dr. Kai-Olaf Lang von der Stiftung Wissenschaft und Politik referierten und diskutierten über „Fünf Jahre Rumänien in der EU“. Der offizielle Teil klang mit Maurice Ravel's Rhapsodie „Tzigane“ für Violine und Klavier um 20.00 Uhr aus. Nach dem dreistündigen Marathon erwartete die Gäste ein reichhaltiges Buffet mit rumänischen und anderen Spezialitäten, musikalisch umrahmt von folkloristischen Weisen, dargeboten von dem 14-jährigen Geiger David Ion, der seit Kurzem in Berlin lebt. Parallel zur Feier wurde eine kleine Ausstellung mit Fotografien von Udo Kraus gezeigt, einem aus Siebenbürgen stammenden Künstler, der nach vielen Jahren in Deutschland seinen Lebensmittelpunkt wieder nach Rumänien verlegt hat. Seine schwarzweißen, unaufdringlichen, auf das Wesentliche konzentrierten Porträts von Menschen, die er auf seinen ausgedehnten Wanderungen durch die Karpaten getroffen hat, sind geprägt von einer Nähe und Natürlichkeit, die man so selten zu sehen bekommt.

5. Andere Veranstaltungen

In Zusammenarbeit mit dem Rumänischen Kulturinstitut wurde am **24. Januar** das 2010 erschienene Buch „**Geliebte Multikulturalität – Czernowitz und die Bukowina**“, herausgegeben von V. Popovici, W. Dahmen und J. Kramer, vorgestellt. Der Tagungsband eines an der Universität Jena durchgeführten Symposiums des Balkanromanistenverbands zur Multikulturalität in der Bukowina in Geschichte und Gegenwart vereinigt Beiträge von Kulturwissenschaftlern, Historikern, Sprach- und Literaturwissenschaftlern. **Dr. Markus Bauer** stellte den Band vor und diskutierte mit dem Herausgeber **Prof. Dr. Dr. h.c. Wolfgang Dahmen** und den Autorinnen **Tetyana Kloubert** und **Dr. Anke Pfeiffer**.

Der Vortrag „**SOS – Kirchenburgen. Situation, Hoffnungen und Perspektiven für die einmalige siebenbürgische Kirchenburgenlandschaft**“ fand am **17. Februar** wiederum in Kooperation mit dem RKI statt. Da der Referent Dipl.-Ing. Philipp Harfmann von der in Hermannstadt/Sibiu ansässigen Leitstelle Kirchenburgen sehr kurzfristig abgesagt hatte, konnte nur die von ihm erstellte Power-Point-Präsentation mit Kommentaren von Hermine-Sofia Untch und dem Filmemacher Günther Czernetzky gezeigt werden. Die Bilder zeigten deutlich den weit fortgeschrittenen Verfall der Kirchenburgen, aber auch einen Hoffnungsschimmer: Die Leitstelle konnte mit ihrem „Dächerprogramm“ viele Kirchenburgen notsichern, immer mehr private Initiativen, in der Regel Vereine ausgewanderter Siebenbürger Sachsen, nehmen sich „ihrer“ Kirchenburgen an, reparieren und

restaurieren sie. Im Anschluss zeigte Czernetzky Ausschnitte aus seinem neuesten Film „Oh Jammer im Harbachtal“, einer Gemeinschaftsproduktion mit Studierenden der Universität Hermannstadt.

Den **100. Todestages des rumänischen Schriftstellers und Dramatikers Ion Luca Caragiale** beging die DRG mit zwei Veranstaltungen. Am **30. März** wurden im RKI mit einem Vortrag und einer Podiumsdiskussion „**Caragiale in Berlin**“ durch die Literaturwissenschaftler **Prof. Dr. Gelu Ionescu** (München) und **Prof. Dr. Liviu Papadima** (Bukarest) gedacht. Aus Enttäuschung über die politischen und allgemeinen Zustände in seinem Land und aus gekränkter Eitelkeit wegen eines Plagiatvorwurfs war Caragiale mit seiner Familie nach Berlin gezogen, wo er seine letzten Lebensjahre von 1905 bis 1912 im selbst gewählten Exil verbrachte. Der Dokumentarfilm „Das Brot des Exils“ von Alexandru Solomon über die Berliner Jahre Caragiales und der Spielfilm „Warum läuten die Glocken, Mitică?“ von Lucian Pintilie rundeten diesen interessanten Abend ab. Am **9. Juni** wurde Caragiale auf einer gemeinsamen **Festveranstaltung** der DRG und des Jugendzentrums „M24“, in dessen Räumlichkeiten sich von 1954 bis 2001 die Ion-Luca-Caragiale-Bibliothek befand, geehrt. Im Jahre 1954 war in Ost-Berlin vor der damaligen Stadtbibliothek in der Mühlenstraße 24 eine Stele Caragiales aufgestellt worden, die heute noch dort steht. Die Stele war von den Jugendlichen des Zentrums von der Patina der letzten 50 Jahre gesäubert worden und erstrahlte nun wieder in ursprünglichem Glanz. In dem darauf folgenden sehr ansprechenden Programm skizzierte der Schauspieler Ionuț Chiriac anhand von Caragiale-Zitaten dessen Biographie, gefolgt von einem Dokumentarfilm über Caragiales Zeit in Berlin. Eine zweisprachige Lesung aus Texten von Caragiale durch Herrn Chiriac und Frau Dimitrov vermittelten einen Eindruck vom Werk dieses großen rumänischen Schriftstellers. Die Veranstaltung endete mit der Eröffnung einer Fotoausstellung zur Feier der Aufstellung der Caragiale-Stele 1954 vor der ehemaligen Caragiale-Bibliothek.

Eine weitere gemeinsame Veranstaltung mit dem RKI fand am 19. Oktober statt. **Cătălin Dorian Florescu**, der aus Rumänien stammende, in der Schweiz lebende und mit vielen Preisen ausgezeichnete Schriftsteller, las aus seinem neuen Roman „Jacob beschließt zu lieben“, für das er 2011 den Schweizer Buchpreis erhalten hat, und aus dem 2008 erschienenen Buch „Zaira“.

6. Verschiedenes

Die Gesellschaft hatte Ende 2011 81 Mitglieder und Ende 2012 82 Mitglieder. Im Jahr 2012 sind acht Personen neu eingetreten und vier Personen ausgetreten, drei weitere wurden aus anderen Gründen aus dem Mitgliederverzeichnis gestrichen.

Hermine-Sofia Untch ist die Vizepräsidentin der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft, Berlin.

Ana Blandianas neuer Prosaband auf Deutsch

Essays auf Reisen

Edith Ottshofski

In einer spanischen Herberge verzehrt jeder, was er mitbringt, demzufolge soll es keine alleinige Wahrheit geben. Der Titel von Ana Blandianas neuem Buch basiert auf dieser Redewendung und soll als Metapher des Lebens gelten, so der erläuternde Text zum Auftakt. Der kleine Jubiläumsband zum 70. Geburtstag vereint Essays und Zeitungstexte, die in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, der *Frankfurter Rundschau* und anderen Zeitungen erschienen sind, abgerundet von Beiträgen über die vielseitige Schriftstellerin, unter anderem auch ein Auszug aus einem Gespräch mit Joachim Gauck. Herausgegeben wurde das Büchlein von Katharina Kilzer, Mitarbeiterin der *FAZ* und selber aus dem Banat stammend. Sie steuerte nicht nur das Vorwort bei, sondern auch den Beitrag „Blandiana aus Blandiana“, in dem sie im gleichnamigen Ort auf den Spuren der Schriftstellerin wandelt.

Ana Blandiana ist als Otilia-Valeria Coman in Temeswar/Timișoara geboren und wurde unter anderem berühmt durch die Schreibverbote, die ihr auferlegt wurden, ein erstes als sie als junges Mädchen Gedichte unter ihrem Pseudonym veröffentlichte. Sie wurde zur Dissidentin, später zur Bürgerrechtlerin und gründete nach dem Umsturz in Rumänien das *Memorial Sighet*, ein Ort des Gedenkens für die Zeit des Kommunismus in Rumänien. Blandiana veröffentlichte vor allem Lyrik, aber auch Prosa, 48 Bücher zählt der Klappentext bisher und sie wurde in 24 Sprachen übersetzt.

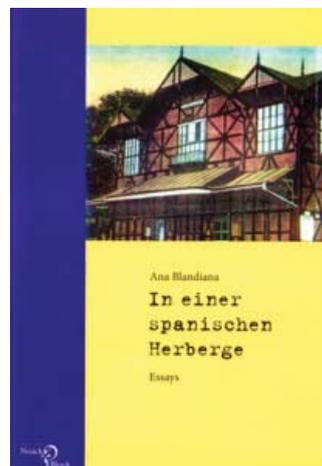
Dieses Buch zeigt die Dichterin nun von einer ganz anderen Seite. Hier meditiert sie über die Welt, das Leben und den Tod in kleinen Prosatexten, manchmal sind es nur Denkanstöße, manchmal sind es eigenwillige Definitionen, wie etwa über die Freiheit, manchmal sind es autobiografische Ausführungen, wie in „Fragmente über mich selbst“. Es sind Gedanken über die Securitate, über die politische Lage in Rumänien oder in der Moldau und immer wieder Plädoyers für die Erinnerungskultur im *Memorial Sighet*, einer Herzensangelegenheit der Autorin.

So verankert Blandiana erstaunlicherweise ihren Lebensweg nicht an der Grenze zwischen Politik und Literatur, „sondern an der Grenze zwischen Lebenseinmischung und Abstraktion der eigenen Lebenswelt“ (S. 14). Die Politik habe sie nie wirklich interessiert, vielmehr beschäftige sie die „Linie zwischen dem schmerzhaften Opfer auf dem Altar der Anderen und dem glücklichen

Opfer auf deinem eigenen Altar“ (S. 14). Die Freiheit hingegen sieht Blandiana nur in richtungsorientierter Form, als Befreiung und außerdem als Gabe: „Frei zu sein, ist kein Zustand, sondern eine Gabe, die wie jede Begabung der Übung bedarf und bei mangelndem Training verloren geht“ (S. 93).

Im titelgebenden Essay spricht die Autorin von ihrer Securitate-Akte, die angeblich vernichtet wurde, und lässt Mitleid anklingen für die Verfolger, Verständnis für die Spitzel, die ihre Gründe hatten, andere Menschen zu verraten, und die einem Mechanismus zum Opfer gefallen sind. Und so formuliert Blandiana abschließend mit Sokrates: „Noch unglücklicher als der, der eine Ungerechtigkeit erduldet, ist jener, der sie produziert.“ (S. 21) Umso mehr braucht man dann solche Orte, wie das *Memorial Sighet*, um nachzuforschen und zu dokumentieren, was der Kommunismus mit den Menschen angerichtet hat.

Im Vorwort verrät Katharina Kilzer, dass Ana Blandiana die Essays zwischen zwei Reisen schreibt, an fremden Schreibtischen, handschriftlich. „Erlebtes und Gesehenes aufzuschreiben ist für Ana Blandiana ein zweites Erleben“ (S. 8), so Kilzer weiter. Und so sind die kleinen Prosatexte zu einem gut lesbaren Buch vereint, in dem man Einblicke in die Lebenswelt der Autorin bekommt. Zuweilen wiederholen sich die Texte, vor allem über Sighet, und die Beigaben lassen das Buch recht weihewoll ausklingen, aber so ist es vielleicht geboten bei einem Jubiläumsband. Demzufolge kann man sich nur mit einem Glückwunsch anschließen und das Buch gerne bei einer nächsten Reise zum Schmöckern mitnehmen.



Ana Blandiana
In einer spanischen Herberge. Essays. Herausgegeben von Katharina Kilzer mit Beiträgen von Maria Herlo und Helmut Müller-Enbergs. Edition Noack & Block, Berlin 2012, 128 Seiten, 14,80 Euro.

Herta Müllers poetisches Wörterpuzzle aus Zeitungspapier

„Im Lügen sind sieben lila Nachtigallen“

Cosmin Dragoste

Verse von Herta Müller? Es ist keine absolute Neuheit, obwohl die im Banat geborene Nobelpreisträgerin eher für ihre Prosawerke bekannt ist. In ihrem neuesten Lyrikband „Vater telefoniert mit den Fliegen“ trifft man auf Erfahrungen des Alltags in der Diktatur, auf eine Poetik der Zerstörung der „normalen“ Sprache, eigentlich der durch Normen verbrauchten Sprache, die zum Ziel hat, neue Bedeutungen zu gewinnen. Wie auch in ihren anderen Lyrikbänden „Der Wächter nimmt seinen Kamm“ (1993), „Im Haarknoten wohnt eine Dame“ (2000), „Die blassen Herren mit den Mokkatassen“ (2005), „Este sau nu este Ion“ (2005) versucht Herta Müller, ihre Poetik auch visuell zu gestalten. Die Gedichte weisen eine besondere Struktur auf, denn sie sind durch eine interessante Methode entstanden: Wörter, Silben, Satzzeichen, manchmal Syntagmen oder ganz kurze Sätze werden aus Zeitungen, Zeitschriften oder Werbeprospekte ausgeschnitten, neu zusammengefügt und dann auf Kartons geklebt. Das Ganze wird auch mit Bildern geschmückt, die meistens ebenfalls aus Teilen verschiedener Bilder montiert werden. Was auf diese Weise entsteht, dringt tief ins Bewusstsein der Leser ein. Die als Puzzles gestalteten Collagen tragen zur Wiederentdeckung der Kraft der Sprache bei – Form, Farbe, Typografie entwerfen ein unkonventionelles, antikanonisches Bild, während die Pausen, die zwischen den Worten (manchmal sogar zwischen den einzelnen Silben oder Buchstaben) auftreten, sehr gut mit Müllers Poetik in Beziehung gebracht werden können. Derzufolge muss dem unausgesprochenen Wort die gleiche Bedeutung wie dem gesprochenen beigemessen werden, und dazu dienen die Textpausen. Die höchste poetische Kunst ist es, den Weg zu diesen „entschlummerten“ Worten zu zeigen, ihren Sinn unbeschädigt dem Leser zu vermitteln, was durch Schweigen, durch Pausen, durch Textlücken verwirklicht werden kann.

In „Vater telefoniert mit den Fliegen“ geht es um kleine Dramen des belanglosen Alltags, die letztendlich Erfahrungen der grausamen Kommunikationslosigkeit sind, um Alltagserfahrungen aus der Zeit der roten Diktatur, als jeder in Schweigen und Angst überlebte Tag einen Sieg über das Regime bedeutete, um die Sprache schlechthin. Vielleicht mehr als andere Lyrikbände von Herta Müller enthält „Vater telefoniert mit den Fliegen“ eine Philosophie der Sprache.

Wie in den Prosawerken der Autorin erscheinen auch hier Figuren der dörflichen Umwelt, die bestimmte Bedeutungen haben: der Vater als Haustyrann, die Mutter, die unter dem Terror des Vaters zu leiden hat und ihn an

das Kind weitergibt, der Polizist als Vertreter der lokalen Autorität, die nicht weniger streng als die nationale ist. Überall finden sich Zeichen der Entfremdung in der Familie. Es gibt keine wirkliche Interaktion mehr zwischen den Familienmitgliedern, sondern nur sinnlose Worte, die gewissermaßen neben den Menschen gleiten. Sogar der Vater telefoniert mit den Fliegen, als Symbol einer entarteten indirekten Kommunikation: „*Milch ist der Zwilling von/Teer in weiß oder/schwarz kann man lügen/Mutter schiebt ein Bonbon/im Mund hin und her/Vater telefoniert mit den/Fliegen*“ (S. 77). Die Mutter erscheint als eine Instanz, die die Abwesenheit der Tochter eher mechanisch registriert. Die meisten Gedichte, in denen eine Mutterfigur vorkommt, haben als erstes Wort „Mutter“: „*Mutter sagt am Telefon der Holunder/blüht sich müd zwei Sommer/hast du schon verpasst wenn/der Nachbar nach dir fragt/lüg ich das du Heimweh/hast ...*“.

Neben den Figuren der Eltern wird die lyrische Welt auch von anderen Personen bevölkert. In vielen Versen erscheinen Gestalten, die wie symbolische Absperrungen funktionieren: Es sind der Wächter, der Gendarm, der Portier, sogar der Diktator selbst, der Polizist, der König. Mit ihnen treten die dunklen Bilder des Todes, der Verfolgung, des Verhörs hervor, die das Privatleben und jede Spur von Intimität zunichte machen. Es gibt auch Gedichte, in denen Figuren und „kurz notierte“ Dramen des Alltags auftauchen, Dramen der leeren Kommunikation und der sinnlosen Gesten, die die Existenz der Individuen (die vorwiegend durch den Appellativ „Herr“ bezeichnet werden) zu einer absurden Farce werden lassen: „*Kurz notiert/Herr Frodl erzählt/Wenn meine Frau im Flüsterton/Mein heimgebrachtes Geld auf/den Esstisch zählt wird ihr pelzgefütterter/Gaumen der hässlichste Ort/in der Welt*“ (S. 17).



Herta Müller
Vater telefoniert mit den Fliegen. Hanser Verlag, München
2012, 192 Seiten, 19,90 Euro.

Das neue „Gedichtbuch“ von Johann Lippert

„Mühlenrad, angetrieben vom Strom der Erinnerung“

Maria Irod

Nach den kurz nacheinander erschienenen Prosabänden von Johann Lippert gibt der Ludwigsburger Pop Verlag nun auch ein „Gedichtbuch“ desselben banatdeutschen Autors heraus. Es fällt schwer, diesen Gedichten von außerordentlicher Sprachkraft mit gängigen Kategorien gerecht zu werden. Obwohl gattungspoetisch eindeutig der Lyrik zuzuordnen, weisen Lipperts Texte oft Berührungspunkte mit dem Narrativen auf. Viele Gedichte lesen sich wie Tagebuchaufzeichnungen, andere greifen auf vergangene Erlebnisse zurück, die einen Handlungsfaden zu erkennen geben. Jedenfalls liegt allen Texten ein starker selbstreflexiver Impuls zugrunde, der mitunter in Form metatextueller Kommentare und poetologischer Reflexionen zum Ausdruck kommt.

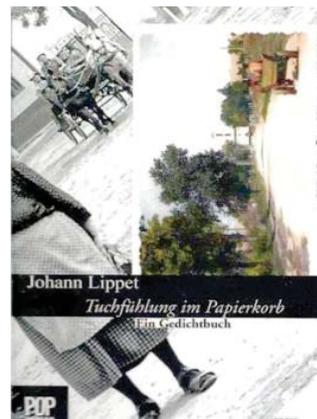
Der Band ist in zwei Bücher gegliedert, die jeweils thematisch wie formal zusammenhängende Unterkapitel enthalten. So fangen etwa im „Derweil“ überschriebenen Teil alle Gedichte mit dem Wort „*derweil*“ an, das auf die Umstände der Textentstehung verweist und Momentaufnahmen der Gegenwart, alltägliche Eindrücke und Wahrnehmungen mit Spuren der Vergangenheit verbindet. Selbstironisch und selbstreflexiv wird im letzten Gedicht dieses ersten Teils die Metapher des Papierkorbs gebraucht. So, wie die Texte, deren Existenz vom Drücken der Löschtaste bedroht wird, im letzten Augenblick noch gerettet werden, so können auch Erinnerungen mittels der Literatur dem endgültigen Verschwinden entgehen.

Im Mittelpunkt des lyrischen Unterfangens steht also die Erinnerung als ein Prozess, dem mit Logik nicht beizukommen ist (S. 75). Die Arbeit des Lyrikers setzt eben dort ein, wo die Bemühungen des mit Fakten arbeitenden Historikers versagen. Die ins Innere gesunkene Kindheitswelt wird mit Mitteln der Poesie heraufbeschworen und durch straffe, streng kalkulierte Spracharbeit wieder lebendig gemacht. Dabei wird ständig auch der Schreibprozess mitreflektiert. Das poetische Ausloten der Gedächtnisschichten setzt ein verlangsamtes Tempo voraus – „*Erinnerung braucht sanfte/Bewegung schwebend im Stillstand entsteht aus spärlichen Spuren/wie aus dem Nichts*“ (S. 143) – und entzieht sich dadurch der Hektik und dem Leistungsdruck des modernen Lebensrhythmus. Der Schreibende fühlt sich daher als Außenseiter „*der verordneten Gegenwart*“ (ebd.), der sich den Luxus eines edlen zwecklosen Spiels gönnt.

Der mühsame Weg vom Gedanken zur Sprache, das Ringen um das richtige Wort scheint mir, obwohl hintergründig, das Hauptthema des Gedichtbandes zu sein. In Scheindialogen des „lyrischen Ich“ mit einer

als „Du“ veräußerlichten Instanz wird das Schreiben als Versuch dargestellt, die Kluft zwischen Bild und Sprache zu überbrücken. Wenn Bilder, Gerüche und Geräusche der Kindheit das Ich „bestürmen“, droht die Sprache „*auf der Strecke zu bleiben*“ (S. 132), denn „*ein Bild ist dem Sprechen Lichtjahre voraus*“ (S. 141). Erklärtermaßen kann das Ich „*nur anrufen was ich sehend erlebt*“ (S. 87). Aus diesem Anspruch auf Authentizität entstehen kunstvolle Sprachgebilde, die viel „Handfestes“ und „Gegenständliches“ aus dem Banater Landleben der 1950/1960er Jahre enthalten. Vom geregelten Ablauf der Lebensabschnitte auf dem Lande ist in einem Gedicht die Rede, andere Texte sprechen von Kinderspielen, vom Tauschhandel der Banater Schwaben mit rumänischen Bergbauern, von der Volksreligion und von der Entdeckungsneugier des Kindes, das Leben und Tod bei Tieren, Pflanzen und Menschen beobachtet. Politische Aspekte werden auch nicht ausgespart, so etwa die Enteignung des elterlichen Bauernhofs oder die Konfrontation des jungen Autors mit der Zensur und der Securitate. Der banatschwäbische Dialekt wird theoretisch wie praktisch, beispielsweise in einem als Glossar verfassten Gedicht, thematisiert – mit der Intention, sich „*der Sprache der Kindheit zu vergewissern*“ (S. 121).

Lipperts „Gedichtbuch“, das sich durch inhaltliche Dichte sowie durch poetische Virtuosität auszeichnet, lässt sich auf zwei Ebenen lesen und deuten: einerseits als Feier der Erinnerung, andererseits als poetologische Reflexion über das Wechselspiel von Bild und Wort, Inhalt und Form. Dies wird etwa in der folgenden Passage angedeutet, die explizit von der Erinnerungsarbeit handelt, zugleich aber auch auf die Dialektik von Allgemeinem und Besonderem in der Literatur übertragbar ist: „*...man muß zugeben diese Felder, metaphorisch berauschende,/ kann's vielerorts geben nur diese Feldwege nicht die passen sonst/nirgendwohin nur dort an den Ort den ich meine nur dorthin.*“ (S. 77).



Johann Lippert
Tuchföhlung im Papierkorb.
Ein Gedichtbuch. Pop Verlag,
Ludwigsburg 2012, 168 Seiten,
17,20 Euro.

Open end in Moll-Tonart

Ingeborg Szöllösi

Eine Eingangsszene – reif für eine Verfilmung, die gewiss nicht lang auf sich warten lässt. Ein schöner, sonniger Sonntagnachmittag im September, die Straßen von Neumarkt am Mieresch/Marosvásárhely/Târgu Mureș und Umgebung sind belebt – denn es findet ein Pferderennen statt. Bloß der Fiaker eines jungen Adligen ist auffällig langsam und wird von allen überholt. „Mag er auch ein Blondkopf sein mit hellen Augen, so ist er doch ein charakteristisch östlicher Menschentyp“ – Graf Bálint Abády, die Hauptfigur, lehnt sich im alten Landauer zurück und lässt sein Leben Revue passieren: Nach seinem Jura-Studium in Klausenburg/Kolosvár/Cluj bot sich ihm die Gelegenheit, als Diplomat im Ausland zu wirken. Dabei hatte er nur die „Oberfläche des Lebens“ gestreift und in einer Art „Treibhausluft“ gelebt: offizielle Auftritte, unkomplizierte Affären, Vergnügungen hier und dort. Die zwei Jahre als Attaché hatten ihn nicht dazu bewogen, politisch aktiv zu werden, im Gegenteil: Er fand es abstoßend, sich „einer Parteidisziplin und Parteileidenschaft“ unterwerfen zu müssen. Als ein Mandat im Wahlkreis von Lébánya vakant wurde, bot man es ihm an. Er nahm das Angebot freudig an – mit der Bedingung, parteilos und mit einem eigenen Programm auftreten zu dürfen. Der Obergespann ist damit einverstanden, sodass Bálint Abgeordneter für einen „kleinen, verrotteten Zwergkreis“ Siebenbürgens im Budapester Parlament wurde.

Die „unreinen Beziehungen des Lebens“ kennt er nicht – noch nicht. Auf dem Weg zum Pferderennen geht er philosophischen Gedanken nach und wird hin und wieder von den an ihm vorbeisausenden Fuhrwerken aufgeschreckt – ein geglückter literarischer Trick von Miklós Bánffy, der somit alle anderen Figuren des Romans nach und nach vorstellt. Nicht wenige, wie sich herausstellt. Alle streben sie eilig dem Rennen zu, den Bällen, Soireen, Jagden, Parkspaziergängen, Casinos, verwickeln sich

in tragische Liebesgeschichten und rettende Affären – die Mätresse der zweiten wichtigen Romanfigur, Graf László Gyeröffy, greift kurz vor dessen Absturz Deus-ex-machina-mäßig ein und rettet László, den begabten Klavierspieler, der sein Geld im Casino verspielt, seine große Liebe verliert, sein Talent vergeudet. Alle Figuren engagieren und ereifern sich in der Politik – wir befinden uns in der akuten Phase vor dem 1. Weltkrieg, in der István Tisza ungarischer Ministerpräsident ist und eine von Österreich tolerierte Magyarisierung verfolgt, eine Periode, in der es zwischen den Ungarn und Rumänen Siebenbürgens große Spannungen gibt. Alle Figuren treffen Entscheidungen, die fatal enden – der letzte Satz des Romans lässt keine andere Schlussfolgerung zu. Nach all dem bunten Romantreiben ist das *Memento mori* der einzige Ausblick und Trost. Während zu Beginn des Romans eine wärmende Nachmittagssonne strahlte, weht eine kalte Brise zum Fenster eines venezianischen Hotels herein und lässt den Moskitoschleier wie ein Grabtuch aussehen, das sich über die Geliebte Bálints, die unglücklich verheiratete Adrienne, ausbreitet. Geht sie zurück zu ihrem Mann? Siegt der Dämon der Konvention?

Der 1873 in Klausenburg geborene Miklós Bánffy lässt das Romanende offen. Bánffys Ende ist allerdings überliefert: Verarmt starb der Nachfahre der reichsten adligen Familie Siebenbürgens 1950 in Budapest. Der Klasse, aus der er stammt, hat er mit seinem Roman „Die Schrift in Flammen“ ein Denkmal gesetzt – es soll an deren großes politisches Scheitern gemahnen: den Zerfall der Monarchie, an dem, Bánffys Meinung zufolge, allein die Aristokratie Schuld trägt.

Miklós Bánffy: Die Schrift in Flammen. Roman. Aus dem Ungarischen und mit einem Nachwort von Andreas Oplatka. Paul Zsolnay Verlag, Wien 2012, 798 Seiten, 27,90 Euro.



Halbjahresschrift für südosteuropäische Geschichte, Literatur und Politik – „Bewältigung, Gedächtnis, Authentizität“, 24. Jg., Heft 1-2/2012, 222 Seiten. Die *Halbjahresschrift* wird vom Arbeitskreis für Geschichte und Kultur in Ostmittel- und Südosteuropa, Dinklage in Zusammenarbeit mit der Universität Vechta herausgegeben.

Aus dem Inhalt – Stefan Bottoni: „Freundschaftliche Zusammenarbeit“. Die Beziehungen der Staatssicherheitsdienste Ungarns und Rumäniens 1945 bis 1982 • Elena-Irina Macovei: Ein Analysemodell für eine Soziologie des Internets. Dargestellt am Beispiel des Internetforums der rumänischen Tageszeitung *Adevărul* • Viorel Mureșan: Gedichte • Johann Lippert: „Wir werden wie im Märchen sterben.“ • Ernest Wichner: „Den Ausdruck, den wir den Dingen geben.“ • Michaela Nowotnick: „95 Jahre Haft.“ Kronstädter Schriftstellerprozess 1959. Darstellungsformen und Deutungsmuster der Aufarbeitung • William Totok: Empathie für alle Opfer. Eginald Schlattner, ein Leben in Zeiten diktatorischer Herrschaft • www.halbjahresschrift.homepage.t-online.de

Frühe Kurzprosa

Das etwas unbekannte Gesicht des Romanciers Eginald Schlattner

Andreea Dumitru

Eginald Schlattner ist in der internationalen Öffentlichkeit als erfolgreicher Romancier in Erscheinung getreten, wobei seine frühen Arbeiten quasi unbekannt geblieben sind. „Der geköppte Hahn“, „Rote Handschuhe“ und „Das Klavier im Nebel“ jedoch gehören inzwischen gewissermaßen zur Pflichtlektüre jener an Siebenbürgen interessierten Leserschaft. Ergänzend zu diesen drei Romanen gab 2012 die Berliner Literaturwissenschaftlerin Michaela Nowotnick zwei Bände mit Kurzprosa, „Mein Nachbar, der König. Verlassene Geschichten“ und „Odem“, heraus. Die in beiden Büchern enthaltenen Texte zeugen von einer frühen literarischen Tätigkeit Schlattners, der noch vor seinem Durchbruch als Schriftsteller vom rumänischen Geheimdienst verhaftet wurde. Nach seiner Entlassung schreibt er weiterhin Kurzprosa, kann aber wegen seiner Vorgeschichte nichts veröffentlichen. Die einzige Möglichkeit, seine Erzählungen einem Publikum vorzustellen, sind Lesungen im engen Freundes- und Bekanntenkreis. Die Texte aus den zwei Bänden geraten somit in Vergessenheit und werden erst vor einigen Jahren zufällig in einem Koffer auf dem Rothberger Pfarrhof entdeckt – auf losen Blättern geschrieben, von Mäusen angenagt.

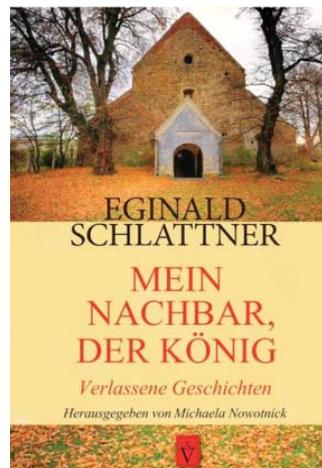
Vor der Veröffentlichung der „verlassenen Geschichten“ überarbeitet Schlattner fünf der sechs Erzählungen. „Gediegenes Erz“ ist die einzige Erzählung, die in ihrer ursprünglichen Form gedruckt wird. Jedem Text werden auch das Entstehungsjahr und Informationen zu den Lebensumständen des Autors hinzugefügt. Nicht nur diese knappen Hinweise erleichtern den Zugang der Leserschaft zur Kurzprosa des siebenbürgischen Autors, sondern auch die Einführung zum Band und die Erläuterungstexte, die von der Herausgeberin verfasst worden sind.

Die Erzählungen „Gefährte Rebhuhn“ und „Gediegenes Erz“ werden 1956 verfasst, als der junge Schriftsteller noch Student der Hydrologie war. Während der erste Text Geschehnisse während eines Praktikums in einer Wassermessstation darstellt und sozialpolitische Themen des kommunistischen Rumäniens aufgreift, bezieht sich die zweite Erzählung auf die siebenbürgisch-sächsische Gemeinschaft, die nun im volksdemokratischen Regime vor neuen Herausforderungen steht. „Gediegenes Erz“ wurde von der Redaktion der deutschsprachigen Zeitung *Neuer Weg* mit einer Auszeichnung gewürdigt und sollte Eginald Schlattner sowohl in Rumänien als auch in der DDR bekannt machen, doch seine Verhaftung 1957 führte dazu, dass seine schriftstellerische Tätigkeit eingestellt wurde.

„Das Apfelbett“ (1967) und „Jemand steht immer im Wege“ (1968) entstehen in einer Zeit, als der Autor bereits von der Arbeit in einer Fabrik in Anspruch genommen ist und wenig Zeit zum Schreiben hat. Die erste Erzählung berichtet vom Leben eines sächsischen Pfarrers und nimmt die weitere Entwicklung im Leben Schlattners vorweg, der ein Theologiestudium aufnimmt und selbst Pfarrer auf einem siebenbürgisch-sächsischen Pfarrhof wird. Mit der zweiten Erzählung versucht der Schriftsteller erneut an die Öffentlichkeit zu treten – durch eine Veröffentlichung in der rumäniendeutschen Zeitschrift *Neue Literatur*. Sein Versuch schlägt fehl, der eingeschickte Text wird nicht gedruckt.

Die letzten im vorliegenden Band abgedruckten Texte sind sowohl thematisch als auch von den dargestellten Zeiträumen her sehr unterschiedlich. In „Eine Zigarette“ (1960/61) steht ein Ich-Erzähler im Mittelpunkt, der mit der eigenen Unsicherheit und der Vereinsamung in einer sich neu formenden Gesellschaft kämpft. Der zweite Text, der mit dem Titel des Sammelbandes identisch ist, bezieht sich auf die zeitgenössische Geschichte Rumäniens, die aber erst nach dem Fall der kommunistischen Diktatur hinterfragt und bearbeitet werden darf.

Wie bereits erwähnt, enthält dieses Buch auch ein Interview mit Schlattner, das den Band abrundet. Es handelt sich um konkrete, auf die vorgestellten Texte bezogene Fragen, die ergänzende Informationen liefern. Dadurch erscheint der Band „Mein Nachbar, der König“ als eine in sich vollständige und konsistente Veröffentlichung, die wenige Fragen offen lässt und gleichzeitig eine Lücke in der literarischen Schaffenszeit Eginald Schlattners schließt.



Eginald Schlattner
Mein Nachbar, der König.
Verlassene Geschichten.
Herausgegeben von Michaela Nowotnick. Schiller Verlag, Hermannstadt und Bonn 2012, 208 Seiten, 16 Euro.

Zwischen Umbruch und Untergang

Siebzig Jahre Czernowitzer Kulturleben

Ioana Rostoc

Vor Kurzem ist in der Reihe „Bukowinastudien“ des Parthenon Verlags ein von dem Jassyer Germanisten Ion Lihaciu geschriebenes Buch erschienen, das den vielversprechenden Titel „Czernowitz 1848-1918. Das kulturelle Leben einer Provinzmetropole“ trägt.

Das größte Verdienst dieser laut Verlagstext „ausführlichen und grundlegenden Studie“ ist tatsächlich, dass sie auf knapp 240 Seiten das kulturelle Leben einer Stadt zu beschreiben vermag, die eine vergleichsweise schnelle Entwicklung – von einer unbedeutenden moldauischen Ortschaft zur wahren k.u.k.-„Provinzmetropole“ – erlebt hat. In Anlehnung an Pierre Bourdieu verwendet der Autor den Begriff „Feld“ (kulturell, literarisch u.a.) als „Alternative für die Überwindung der Grenzen zwischen der intern/schöpferischen und der extern/sozial und historisch bedingten Analyse ... der kulturellen Szene der Bukowina“, in dem Bestreben, die Entwicklung der deutschsprachigen Kulturoase in der östlichsten Provinz der Habsburgermonarchie angemessen zu beschreiben.

Wie viele Literaten und Wissenschaftler hat auch Lihaciu die Sehnsucht, immer „zum Pruth zurückzukehren“, mit seinem Buch erfüllt er sich diesen Wunsch. In seiner Studie unterrichtet er den mit dem Thema vertrauten Leser und auch den Laien über die wichtigsten Aspekte des Bukowiner Kulturlebens. In zwölf Kapiteln beschreibt er die ersten Ausformungen der dortigen Literatur, die Czernowitzer Korrespondenten deutschsprachiger in- und ausländischer Zeitungen, die frühesten Beiträge von Bukowiner Autoren in sterreichischen Literaturzeitschriften, die Gründung der Bukowiner Landesbibliothek, das erste Bukowiner literarische Album („Album neuester Dichtungen“, Wien 1852), die sogenannten „individuellen Versuche der literarischen Legitimation“ der Bukowiner Intelligenz, die vier literarischen Anthologien, die in Czernowitz 1864, 1870, 1871 bzw. 1875 gedruckt wurden, die belletristische Zeitschrift *Im Buchwald* sowie die Anfänge und die Entwicklung des Pressewesens, des deutschen Theaters und der musikalischen Szene in der Bukowina.

Besonders interessant ist das zweite Kapitel, das sich den „ersten Formen des literarischen Ausdrucks in der Bukowina; *Hauskalender – Familienbltter – Sonntagsblatt der Bukowina*“ widmet und einen Index der in den dreizehn Nummern des *Sonntagsblatts der Bukowina* erschienenen Beiträge enthält. Dies sind die ersten Bukowiner belletristischen Publikationen, die nur für kurze Zeit erschienen, nämlich vom 5. Januar bis zum 30. März 1862. Lihaciu versucht auch herauszufinden,

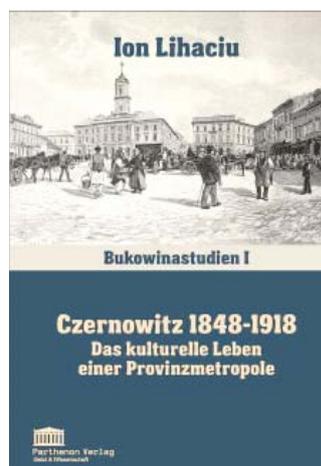
warum dieses Experiment nach wenigen Monaten beendet wurde.

Aufschlussreich ist auch das Kapitel über das Pressewesen in der Bukowina. Der Anhang enthält eine „Chronologische Liste der in der Bukowina in deutscher Sprache gedruckten Periodika“, die auf der 1962 von Erich Prokopowitsch veröffentlichten Liste basiert, aber von Lihaciu anhand eigener Recherchen berichtigt und ergänzt worden ist. Für den interessierten Leser ist es nützlich und bequem, in dieser beigegefgten Liste zu recherchieren.

In diesem Zusammenhang darf auch die von Lihaciu erstellte Auswahlbibliographie nicht unerwähnt bleiben, die einundzwanzig Periodika und in der Rubrik „Sekundärliteratur“ mehr als zweihundert deutsch-, rumänisch- und englischsprachige Sachbücher, Lexika, Anthologien und Artikel enthält und ein eindrucksvolles Bild davon vermittelt, welche Bedeutung die Bukowina einst als Kulturraum hatte.

In seiner Einleitung schreibt Lihaciu bescheiden, er habe lediglich einen schlichten „Querschnitt durch die Kulturlandschaft“ der Bukowina darstellen wollen. Ihm gelingt es jedoch, jene „versunkene Welt“ genau so zu schildern, wie sie in ihrer Bltzeit war: eine Epoche, deren Zeitzeugen samt Nachkommenschaft immer weniger werden, sodass die zukünftigen Generationen bald ausschließlich auf Bücher wie dieses angewiesen sind, wenn sie diese Welt ein wenig kennen lernen wollen.

Das lesenswerte Buch von Ion Lihaciu beschreibt anschaulich und mit Empathie wenn nicht die fruchtbarsten, dann sicher die interessantesten 70 Jahre aus dem Altczernowitzer Kulturleben.



Ion Lihaciu
Czernowitz 1848-1918. Das kulturelle Leben einer Provinzmetropole. Parthenon Verlag, Kaiserslautern/Mehlingen 2012 (= *Bukowinastudien*, 1), 258 Seiten, 29,90 Euro.

Die Lebensreise des bekannten Mathematikers Egon Balas aus Klausenburg

Ein Tatsachenbericht über Faschismus und Kommunismus

Mariana Hausleitner

Der in Pittsburgh lebende Mathematiker Egon Balas verfasste in den 1990er Jahre ein umfangreiches Buch vor allem über seine in Rumänien verbrachten Jahre. Er wurde als Egon Blatt 1922 in Klausenburg/Cluj/Koloszvár in einer jüdischen Mittelstandsfamilie geboren. Klausenburg gehört seit Herbst 1940 zu Ungarn, und dort konnten Juden nicht studieren. Nach dem Abitur arbeitete Blatt ab 1942 in einer Metallfabrik. Er schloss sich den illegal tätigen Kommunisten an. Als er sich mit 21 Jahren zum Arbeitsdienst melden musste, ging er in den Untergrund. Im August 1944 wurde er in Ungarn verhaftet und bei den Verhören von der Geheimpolizei brutal gefoltert. Es gelang ihm, niemanden zu verraten, und er wurde im Oktober 1944 zu 14 Jahren Haft verurteilt. Er konnte fliehen und schlug sich mit gefälschten Papieren durch.

Balas kehrte im April 1945 nach Klausenburg in der Hoffnung zurück, dass jemand aus seiner Familie Auschwitz überlebt habe. Doch Vater, Mutter und sein Bruder waren nicht mehr am Leben. Er stürzte sich in die politische Arbeit und studierte daneben Volkswirtschaft. Da er viele Sprachen konnte, wurde er Sekretär der Gesandtschaft Rumäniens in London. Für diesen Zweck wurde sein damaliger ungarischer Familiennamen Balasz in die rumänische Version Balaş gebracht. Er heiratete Edith Lövi, die wie ihre Eltern Auschwitz überlebt hatte. 1949 wurde er Leiter des Direktorates für Wirtschaftsfragen im rumänischen Außenministerium. Diese wichtige Position im Machtapparat verlor er plötzlich im August 1952 und wurde verhaftet. In den unzähligen Verhören wollte man ihn dazu zwingen, gegen seinen Freund Sándor Jakab auszusagen. Der war sein Kontaktmann in der Illegalität 1942/1943 gewesen; und nun wurde ihm sowie Balaş unterstellt, dass sie für den britischen Geheimdienst gearbeitet hätten. Balaş saß 27 Monate in Untersuchungsgefängnis zumeist in Einzelhaft. Ohne Erklärung wurde er 1954 freigelassen. Doch da sein Freund Jakab bis zur Amnestie von 1964 insgesamt zwölf Jahre eingesperrt blieb, überprüfte die Kontrollkommission der Partei seinen „Fall“ weiterhin. Anders als in der Sowjetunion, wo viele politische Gefangene freigelassen wurden, gab es in Rumänien nach Stalins Tod keinen neuen Kurs. Der geplante Schauprozess, in dem Balaş zusammen mit Jakab, Vasile Luca und Lucreţiu Pătrăşcanu angeklagt werden sollte, fand nicht mehr statt. Doch der rumänische Parteiführer Gheorghe Gheorghiu-Dej ließ seinen intellektuellen

Rivalen Pătrăşcanu nach sechs Jahren Untersuchungshaft im April 1954 hinrichten.

Aufgrund der Reformdebatten in Ungarn und der Sowjetunion hoffte Balaş noch bis 1959, dass eine Verbesserung der Wirtschaftsorganisation möglich sei. Er fand eine Stelle am Institut für Wirtschaftsforschung der Akademie. Nebenbei publizierte er Artikel zu Wirtschaftsfragen und 1958 ein Buch, in dem er den Keynesianismus einer marxistischen Kritik unterzog. Dieses Buch wurde zuerst im Parteiblatt *Scînteia* positiv, aber 1959 plötzlich negativ beurteilt. Die Kontrollkommission hatte aufgrund einer Weisung des Politbüros den Parteiausschluss beschlossen. Balaş verlor seine Stelle in der Forschung und kam als Fachmann für Planung in der Holzindustrie unter. Mittels mathematischer Programmierung versuchte er, die Produktion effektiver zu gestalten. Bei der Auseinandersetzung mit dem Wirtschaftsalltag verlor er die Hoffnung auf eine Reformierbarkeit des Systems. Er bemühte sich seit 1962 um die Auswanderung. Nach einem zweiten Antrag verlor er seine Arbeitsstelle. Erst im Juli 1966 konnte die Familie Rumänien verlassen. Balaş promovierte in Paris 1967 in Wirtschaftswissenschaft und unterrichtete danach in Pittsburgh an der Carnegie Mellon Universität. 1980 erhielt er den Humboldt-Forschungspreis und 1995 den John von Neumann-Theoriepreis, die höchste Auszeichnung in seinem Beruf.

Mit seiner Autobiographie wollte Egon Balas Zeugnis ablegen über seine Entwicklung vom Berufsrevolutionär zum engagierten Wissenschaftler. Durch dieses Buch erhalten die Leser Einblick in besonders dunkle Jahre der rumänischen Geschichte.



Egon Balas
Der Wille zur Freiheit. Eine gefährliche Reise durch Faschismus und Kommunismus.
Springer-Verlag, Berlin/Heidelberg 2012, 418 Seiten,
49,95 Euro.

Rumänien und Österreich im Vergleich

Demokratiegefährdende Korruption

Anton Sterbling

2012 lassen sich in Rumänien erneut starke politische Verwerfungen und Gefährdungen demokratischer Institutionen und Verfahren erkennen, die vielfach von Korruptionsvorgängen, Korruptionsvorwürfen und politischen Instrumentalisierungen des Korruptionsdiskurses begleitet werden. Insofern kommt das vorliegende Buch gerade passend.

In dem Band geht es nicht um Korruption schlechthin, sondern um Zusammenhänge von Korruption und Demokratie, wobei als Fallbeispiele Österreich als eine etablierte Demokratie und Rumänien als eine postsozialistische Gesellschaft auf dem schwierigen Weg der Demokratisierung betrachtet werden. Es handelt sich zugleich um Gesellschaften mit unterschiedlichen Korruptionserfahrungen und Umgangsformen mit diesen. Olteanu entwickelt eine eigene Definition der Korruption, die neben der Erlangung eines unrechtmäßigen Vorteils bei gleichzeitigen Kosten für andere oder Schädigung des Gemeinwohls auf „die Verletzung bestehender demokratischer Normen und Regeln“ sowie auf den „geheimen“ und „freiwilligen“ Charakter entsprechender „Tauschbeziehungen“ abhebt (S. 44). Sie orientiert sich in ihren Überlegungen an bekannten Kernelementen der Demokratie und insbesondere an J. Habermas' Theorie der „deliberativen Demokratie“. In Anlehnung daran entwirft sie eine aufschlussreiche Typologie in der zwischen „Öffentlichkeits-“, „Entscheidungs-“, „Implementierungs-“, „Justiz-“ und „Vertuschungskorruption“ unterschieden wird.

Als Fallbeispiele der „Öffentlichkeitskorruption“ werden mehrere Impfkampagnen in Rumänien und Österreich untersucht. Dabei wird aufgezeigt, wie das positive Image zivilgesellschaftlicher Organisationen, teilweise im Zusammenspiel mit staatlichen Akteuren, gerade im Gesundheitsbereich zur Förderung von Absatz- und Gewinninteressen von Pharmakonzernen manipulativ genutzt werden kann. Der Einfluss öffentlicher Korruptionsdiskurse auf die Demokratie wird auf der Grundlage der Auswertung zweier „Qualitätszeitungen“ über ein Jahr (2007) untersucht, wobei in Österreich *Der Standard* und in Rumänien die Zeitung *Gândul* berücksichtigt werden. Begriffe wie Korruption, „Freunderlwirtschaft“, rumänisch „pile“, Bestechung, rumänisch „mită“, Klientelismus, Nepotismus, Patronage usw. werden dabei in ihrem Aussagekontext erfasst und interpretiert. Zur weiteren empirischen Absicherung der gewonnenen Ergebnisse werden internationale Umfrageergebnisse herangezogen. Es bestätigt sich, dass in Österreich bei den Bürgern zwar

vielfach Korruptionserfahrungen vorliegen, dass diese, vornehmlich in der Gestalt der „Freunderlwirtschaft“ wahrgenommen, aber als nicht besonders gravierend oder demokratiegefährdend eingeschätzt werden, während Korruption im östlichen Europa aus österreichischer Sicht durchaus als Gefahr demokratischer Entwicklungen gesehen wird. In Rumänien hingegen wird Korruption nicht nur alltäglich massiv erlebt und zugleich als demokratiebedrohend wahrgenommen, sondern man begegnet dem Korruptionsphänomen hier ohne große Hoffnung, dass sich daran viel ändern könnte. Was die Bereitschaft der Eliten zur Korruptionsbekämpfung und zur Eindämmung der politischen Korruption betrifft, so wird im Hinblick auf die parlamentarische Immunität, die Abgeordnetenbestechung sowie Nebenverdienst- und Interessenkonfliktregelungen für Parlamentarier dargelegt, dass bei den politischen Eliten beider Länder keine große Neigung besteht, sich selbst strengeren Antikorruptionsregelungen zu unterwerfen.

Im Hinblick auf Rumänien wird die bekannte Erkenntnis einer weit verbreiteten Korruption, die mit politischem Klientelismus und Schwächen rechtsstaatlicher Strukturen einhergeht, bestätigt. Zudem werden gewisse paradoxe Effekte aufgezeigt, etwa, dass andauernd erregte Diskurse über Korruption geführt werden und politisch instrumentalisierte Korruptionsvorwürfe verbreitet sind, dass aber gerade der generalisierte Korruptionsverdacht gegenüber politischen Akteuren und sonstigen Amtsträgern zu einer Normalisierung der Korruption und Immunisierung führt, so dass korrupte Politiker kaum eine Abstrafung seitens der Wähler fürchten müssen. Es wird überzeugend gezeigt, dass die noch keineswegs stabile Demokratie und Rechtsstaatlichkeit in Rumänien durch Korruptionserscheinungen massiv bedroht erscheinen.



Tina Olteanu
Korrumpierte Demokratie? Diskurs und Wahrnehmung in Österreich und Rumänien im Vergleich. Springer VS, Wiesbaden 2012, 306 Seiten, 39,95 Euro.

Zum Leben von Ioana mit Sergiu Celibidache

Die Malerin über den Zauberer des Klangs

Knud Breyer

Eigentlich hatte die seit 1982 in München lebende rumänische Journalistin und Schriftstellerin Crisula Ștefănescu vor über 20 Jahren Sergiu Celibidache für den Sender „Freies Europa“ interviewen wollen. Der ebenso weltberühmte wie eigenwillige Dirigent, bekannt und gefürchtet für sein gespanntes Verhältnis zur schreibenden Zunft und seine direkte, nicht selten verletzende Art, beantwortete die Anfrage jedoch nicht. Jahre später lernte Ștefănescu dessen Witwe, die Malerin Ioana Celibidache, bei Kulturveranstaltungen kennen und fasste sich, als sie im Januar 2011 zu einer ihrer Vernissagen nach Paris eingeladen wurde, schließlich ein Herz und bat um ein Interview, zu dem sich Frau Celibidache bereit erklärte. Das Schicksal wollte es, dass, als Ștefănescu ihren Fragenkatalog ausdrucken wollte, das Gerät streikte und sie als Notbehelf ihr Diktaphon mitnehmen musste. Dieses technische Versagen erwies sich als Glücksfall, denn statt eines starren Interviews mit festgelegter Rollenzuweisung kam es so zu insgesamt fünf sich frei entwickelnden Gesprächen im Zeitraum zwischen Januar und August 2011. Die vielen Bilder verschaffen dem Leser, der sich als Gast und Zuhörer fühlen darf, einen lebendigen Eindruck von der freundschaftlichen Atmosphäre beim Tee in dem mit Erinnerungsstücken geschmückten Salon der Pariser Privatwohnung von Frau Celibidache. Die beiden Damen scheinen sich auf Anhieb sympathisch zu sein, und rasch entwickelt sich eine große Vertrautheit, bei der Ștefănescus kenntnisreiche Gesprächsanstöße von der vitalen und selbstbewussten Celibidache, die sich von dem Aufnahmegerät nicht hemmen lässt, dankbar aufgenommen werden.

Offenherzig gewährt Ioana Celibidache Einblicke in ihre Privatsphäre und erzählt von sich, ihrer Lebens- und Familiengeschichte und den 45 Jahren an der Seite ihres Mannes mit den Lebensstationen und Wirkungsstätten Iași, Berlin, Paris, München, Neuville und Lipari. Man spricht von gemeinsamen Freunden in und aus Rumänien und tauscht sich vor dem Hintergrund der gemeinsamen Exilerfahrung über die alte und die neue Heimat sowie über aktuelle gesellschaftliche Fragen aus, zu denen Ioana Celibidache einen bisweilen etwas polemischen kulturkritischen Standpunkt einnimmt. Zwar führt die offenbar getreue Transkription der ungeschnittenen

Tonaufzeichnung zu häufigen Redundanzen, aber diesen Preis zahlt der Leser gern für die im Gegenzug gewonnene Authentizität. Ștefănescu versteht es, in ihrer behutsamen und zugewandten Art, das Gespräch in viele Richtungen zu lenken, auch wenn es ihr nicht immer gelingt, das überschäumende Temperament ihrer Gesprächspartnerin zu zügeln. Auch hätte man sich zuweilen die eine oder andere kritische oder vertiefende Nachfrage gewünscht, gerade dort, wo Ioana Celibidache, teils garniert mit pointierten Anekdoten, über Sergiu Celibidaches Verhältnis zu Künstlerkollegen, den Antipoden Herbert von Karajan oder von Erlebnissen mit Orchestern in aller Welt berichtet. Einen großen Teil des aus dem Rumänischen von Raluca Petruțian übersetzten Buches nimmt die warmherzige und von voller Zuneigung und Dankbarkeit geprägte Schilderung der ebenso emotional und intellektuell tiefen wie spielerischen und humorvollen Beziehung zwischen den Eheleuten Celibidache ein; aber auch der spirituelle Hintergrund des ästhetischen, pädagogischen und gesellschaftlichen Wirkens dieses außergewöhnlichen Künstlerpaars wird angemessen beleuchtet. Sergiu Celibidache ist 1996, Ioana Celibidache 2012 gestorben. Bei aller Burschikosität schwingt in der Erzählung der alten Dame auch die Melancholie mit, dem eigenen Bewusstsein nach zu den letzten Vertretern einer von besonderem Ethos geprägten Künstlergeneration zu gehören, die mit den Namen Furtwängler, Lipatti, Haskil, Ferrara, Michelangeli und Rubinstein verbunden ist.



Crisula Ștefănescu
Sergiu und
Ioana Celibidache –
Geheimnisse einer großen
Liebe. Aus dem Rumänischen
von Raluca Petruțian. Langen
Müller Verlag, München
2012, 208 Seiten mit 65 Fotos,
16,99 Euro.

Ein Handbuch gibt Auskunft über die Republik Moldau

Edda Binder-Iijima

Fast zwangsläufig steht am Anfang des vorzustellenden Handbuchs die Frage „Was ist Moldova?“, mit der sich der ehemalige Botschafter der Republik Moldau in Deutschland immer wieder konfrontiert sah. Die Entstehung neuer Staaten infolge des Auflösungsprozesses der Sowjetunion und Jugoslawiens wurde oft von der Ratlosigkeit vieler Westeuropäer begleitet, was sich in Buch- und Aufsatztiteln niederschlug wie „Who are the Macedonians? Who are Montenegrins? Wer sind die Moldawier?“ Dabei ging es nicht so sehr um ethnographische Aufklärung, sondern um die latente Frage, was diese neuen Staatsnationen – in Abwandlung des Goethe-Zitats – im Innersten zusammenhält. An diesem Punkt setzt auch das Handbuch über die Republik Moldau ein, in dem mit einer sehr guten Überblicksanalyse von D. Müller über „Moldau-Moldova-Moldawien-Bessarabien“ sofort in die zentrale Identitätsproblematik dieses seit August 1991 bestehenden Staates zwischen Pruth und Dnjestr eingeführt wird. Die Auseinandersetzungen drehen sich dabei um die Bezeichnung des Landes und der Sprache, um die Symbole und die geschichtliche Einordnung. Wie in ähnlichen Fällen von neuen Staatsgründungen im 19. und 20. Jahrhundert kann die Republik Moldau auf keine eigene Staats- und Nationstradition zurückgreifen, sondern wurde jeweils durch ihre Zugehörigkeit zum Fürstentum Moldau, zu Russland, Rumänien und zuletzt der Sowjetunion definiert und zugleich abgegrenzt. Im Zentrum der Debatte steht die historische und kulturelle Bindung an den rumänischen Kulturraum, was in der von vielen Unsicherheiten geprägten Anfangsphase der Staatsgründung auch zur Forderung nach einer politischen Vereinigung führte, die wiederum auf den heftigen Widerstand der anderen Ethnien der Russen, Ukrainern, Gagausen, Bulgaren stieß. Dieser Konflikt mündete zum einen in den Krieg um Transnistrien und dessen Abspaltung in eine separate Republik (1990-1992), zum anderen in die Errichtung der autonomen territorialen Einheit Gagausien (1994) im Süden des Landes. Auch wenn der Anschluss an Rumänien momentan keine politische Option darstellt, bleibt für die rumänischsprachigen Moldauer, die mit ca. 80% die Bevölkerungsmehrheit bilden, die Identität mit der rumänischen Ethnie, Sprache und Kultur (moldauisch versus rumänisch) umstritten. Diese Unsicherheit über den eigenen Staat schlägt sich nicht zuletzt in der Annahme von doppelten Staatsbürgerschaften nieder, die im Falle der rumänischen und bulgarischen sicher oft auf wirtschaftlichen Motiven eines leichteren Zugangs zum EU-Arbeitsmarkt beruht, darüber hinaus aber auch als eine zusätzliche Identitätsvergewisserung gegenüber dem eigenen Staat verstanden werden kann.

Die staatliche und gesellschaftliche Selbstsuche nach Kohärenz und Sicherheit stellt einen Grundtenor dar, der nicht nur im ersten Kapitel über Geschichte und Gedächtnis zum Tragen kommt. Das zweite Kapitel behandelt den Raum und die Bevölkerung, in dem die verschiedenen Ethnien einzeln vorgestellt werden; im dritten geht es um Staat, Recht, Verwaltung; das vierte Kapitel zur Außen- und Sicherheitspolitik beschäftigt sich mit den für die Moldau wichtigsten Partnern; die drei letzten Kapitel haben Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur zum Inhalt. In all diesen übergeordneten Kapiteln gibt es Abhandlungen über Einzelthemen, die eine schnelle und zuverlässige Informierung ermöglichen. Generell lässt sich sagen, dass sich die knapp 80 Beiträge auf einem hohen Niveau befinden und das international besetzte Autorenteam aus auf ihren Gebieten ausgewiesenen Wissenschaftlern besteht. Deutlich wird, wie Grundprobleme in fast sämtliche Bereiche hineinwirken: die Sprachenfrage, das politische, kulturelle und religiöse Spannungsverhältnis zwischen Rumänien und Russland, die wirtschaftlichen Abhängigkeiten, der ungelöste Transnistrienkonflikt, die hohe Arbeitsmigrationsrate und deren soziale Folgen für die Gesellschaft. Desgleichen lässt sich konstatieren, dass insgesamt eine Abwendung vom russischen Raum erfolgt hin zu einer wie auch immer definierten moldauisch-rumänischen kulturellen und politischen Eigenständigkeit, was gleichzeitig die erwünschte Annäherung an die EU impliziert.

Mit diesem Handbuch ist es dem sehr aktiven Moldova-Institut Leipzig, unter dessen Ägide das Werk entstand, gelungen, ein solides Nachschlagewerk zu publizieren mit einer Fülle von Informationen und Hintergrundwissen, das die Probleme dieses jungen Staates verständlich macht. Auch wenn bei den bibliographischen Angaben einige Fehler und Ungenauigkeiten zu vermerken sind und manche Statistiken auf einen neueren Stand hätten gebracht werden können – insgesamt bietet dieses Handbuch den großen Vorteil, sich schnell und von kompetenter Seite über Fragen aufklären zu lassen oder auch einfach nur interessante Dinge zu erfahren, die einem das Land und seine Menschen näher bringen. Der Aufgabe eines besseren Verständnisses durch Wissen wird dieses Handbuch in hohem Maße gerecht – beim Leser bleibt aber zum Schluss die Frage: Wissen eigentlich die Moldauer, was Moldova ist?

Klaus Bochmann, Vasile Dumbrava, Dietmar Müller, Victoria Reinhardt (Hrsg.): Die Republik Moldau – Republica Moldova. Ein Handbuch. Leipziger Universitätsverlag 2012, 748 Seiten, 59 Euro.

Mit Diana Schanzenbach Rumäniens Sehenswürdigkeiten neu entdecken

Ein zuverlässiger und unterhaltsamer Begleiter für Ihren Rumänien-Urlaub

Claudiu Zippel

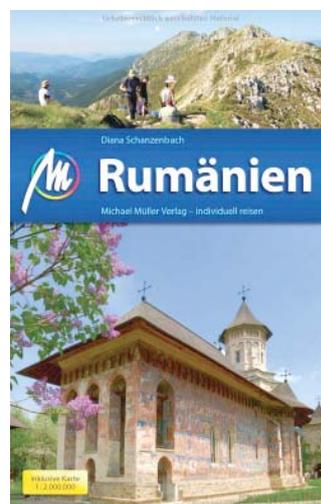
Die in Großsanktnikolaus/Sânnicolau Mare (Banat, Rumänien) geborene Autorin, Diana Schanzenbach, verließ mit elf Jahren ihren Geburtsort und übersiedelte zusammen mit ihren Eltern nach Deutschland. Nach erfolgreich absolvierten Abitur und Magisterstudium der Politikwissenschaft, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte sowie Medienrecht an der Ludwig-Maximilians-Universität München arbeitete sie als Redakteurin für Tageszeitungen in Heilbronn und in Köln. Die Sehnsucht nach ihrer *ersten* Heimat veranlasste die inzwischen als freie Journalistin in Köln lebende Diana Schanzenbach, ab 2006 Rumänien mehrere Jahre lang kreuz und quer zu bereisen, sich mit der Politik, Geschichte und Kultur des Landes näher zu beschäftigen und dabei die Arbeit an ihrem großen Projekt *Rumänien-Reiseführer* zu beginnen.

Das Ergebnis übertrifft bei weitem die auf dem Markt vergleichbare Literatur. Das Buch ist in drei Teile untergliedert. Die eröffnende Vorschau stellt zunächst Land und Leute vor und rechnet gleich mit den weit verbreiteten Klischees über Rumänien entschlossen ab. Ein zweites Kapitel widmet die Autorin anschließend allgemeinen sowie reisepraktischen Informationen. Einer kurzen Einführung in die Landesgeschichte und einem Überblick über die heutigen politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse folgen auf etwa 80 Seiten wertvolle Reiseinformationen über Anreise, Verkehrsmittel, Übernachtung und Kulinarisches sowie ein Mini-Lexikon mit Wissenswertem von A wie *Ärztliche Versorgung* bis Z wie *Zoll*. Die wichtigsten Sehenswürdigkeiten des Landes werden unter dem Titel „Rumänien – Reiseziele“ in dem Hauptteil des Buches vorgestellt, das wiederum in acht Kapiteln unterteilt ist – jeweils eins für die Hauptstadt Bukarest sowie für die weiteren geographischen Großregionen des Landes: „Transilvania“ (Siebenbürgen), „Maramureş“ (Marmarosch), „Moldova“ (Moldau), „Dobrogea“ (Dobrudscha), „Valahia“ (Walachei), „Banat“ und „Crişana“ (Kreischgebiet). Eine Übersichtskarte sowie Stadtpläne der bedeutendsten Städte und zahlreiche Abbildungen erleichtern die allgemeine und die lokale Orientierung und vermitteln erste visuelle Eindrücke über die Reiseziele.

Bis ins kleinste Detail steht die Autorin dem Urlauber mit Reisetipps wie Öffnungszeiten und nützlichen Telefonnummern immer zur Seite. Eine besondere Abwechslung zu den zahlreichen touristischen Informationen

bieten zudem die eingestreuten „gelben Kästen“. Das sind knapp 100 Beiträge, die, über das ganze Buch verteilt, dem Reisenden wie ausgeklügelte Informationstaffeln am Rande eines Wanderwegs immer wieder willkommen, lehrreiche Atempausen verschaffen. In diese kleinen Artikel packt die Autorin nicht nur unterhaltsamen *small-talk* (z. B. auf S. 179 „Prinz Charles in Siebenbürgen“), sondern auch aktuelle Details über gesellschaftliche Entwicklungen (etwa auf S. 350 „Noble Villen, armes Land“) oder wertvolle Hintergrundinformationen über den besuchten Ort und über seine Besonderheiten (wie z. B. auf S. 396 „Die bemalten Klöster der Bucovina“). Dies sind sinnvolle Ergänzungen, die dem Reisenden das Verständnis der Einheimischen mit ihrer Geschichte aber auch ihrer Gegenwart erleichtern und das Bild vervollständigen.

Mit journalistischer Professionalität bietet Diana Schanzenbach dem (was Rumänien betrifft) ahnungslosen, aber auch dem kundigen Leser einen gelungenen Rumänien-Wegweiser mit einer enormen Fülle aus akribisch recherchierten Informationen und hintergründigen Zusammenhängen. Mit einem Augenzwinkern weist sie manches Mal auf seltsam erscheinende Zustände hin, die auf Touristen gelegentlich befremdlich wirken mögen, doch von den Landeskennern als „typisch rumänisch“ bezeichnet werden. Auch dies verleiht ihrem Buch eine persönliche und unterhaltsame Note. Wer also seinen nächsten Urlaub in Rumänien verbringen möchte, der bekommt mit Diana Schanzenbachs ausgezeichnetem Reiseführer nicht nur eine professionelle Reiseleitung erster Klasse, sondern auch ausreichend vernünftige Gestaltungsideen und spannende Hintergrundinformationen.



Diana Schanzenbach
Rumänien. Reiseführer.
Michael Müller Verlag, Erlangen 2012, 688 Seiten,
24,90 Euro.

Ein unbekanntes Kapitel des Holocaust



Der Autor: Simon Geissbühler, Dr. rer. soc., Historiker und promovierter Politologe. 2000 trat er in den schweizerischen diplomatischen Dienst ein. Geissbühler ist Experte für osteuropäische Geschichte und Politik und hat mehrere Bücher und Fachartikel zur Geschichte des osteuropäischen Judentums publiziert.



2013. 229 Seiten, 6 s/w + 22 farb. Abb.,
7 Karten, Franz. Broschur
€ 26,90 | ISBN 978-3-506-77675-4

Anfang Juli 1941 begann Rumänien an der Seite Deutschlands seinen Vernichtungskrieg im Osten. In den ersten Kriegstagen kam es in der Nordbukowina und in Bessarabien zu Massenmorden an der jüdischen Bevölkerung. Täter waren meist rumänische Soldaten und Gendarmen. Vielerorts beteiligten sich die Nachbarn der Juden an den Massakern oder initiierten selbst Pogrome.

Simon Geissbühler schildert die Vorgeschichte der antisemitischen Radikalisierung im Rumänien der Zwischenkriegszeit und rekonstruiert die bislang kaum untersuchten blutigen Ereignisse des Sommers 1941. Er analysiert die Motive und Handlungsspielräume der Täter und fügt die wenigen Zeugnisse zusammen, die vom Leiden der Opfer berichten.

Die Suche nach der Erinnerung an den Holocaust in Rumänien ist Thema des letzten Teils des Buches. Beeindruckende Fotografien verfallender Mahnmale, Massengräber und Friedhöfe zeigen: Viel ist nicht geblieben; die jüdische Vergangenheit wurde weitgehend aus der öffentlichen Wahrnehmung verbannt.

Ein eindringliches Buch, das durch den Blick aufs Detail neue Einsichten in die regionalen Variationen des Holocausts in Osteuropa eröffnet und die historische Analyse mit dem kritischen Blick auf die Gegenwart verbindet.

Ferdinand Schöningh 
www.schoeningh.de

Deutsch-Rumänische Gesellschaft

c/o Dr. Gerhard Köpernik • Horstweg 39 • 14059 Berlin
www.deruge.org

Vorstand

Präsident Dr. Gerhard Köpernik

Vizepräsidentin Hermine-Sofia Untch

Schatzmeister Wilfried Lohre

Schriftführerin Mona Vintilă

Beisitzer Janna Jähmig

Christof Kaiser

Elisabeth Packi

Marianne Theil

Beirat

Carmen-Francesca Banciu

Axel Bormann

Prof. Dr. Dr. h. c. Wolfgang Dahmen

Prof. Dr. Ruxandra Demetrescu

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wilfried Heller

Dr. Josef Sallanz

Bezug der Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH)

Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) erhalten die DRH kostenlos.

Wir haben diese Ausgabe der DRH auch auf verschiedenen Wegen an andere Personen und Institutionen versandt. Wenn Sie zu diesem Kreis von Lesern gehören möchten, können Sie uns mit diesem Coupon Ihren Wunsch bezüglich des künftigen Bezugs der DRH mitteilen:

- Ich möchte die DRH regelmäßig beziehen und daher Mitglied in der DRG werden.
- Ich möchte die DRH beziehen, ohne Mitglied in der DRG zu werden.
- Ich möchte die DRH keinesfalls weiter beziehen, auch keine weitere kostenlose Ausgabe.
- Ich möchte eine Anzeige in den DRH schalten oder eine Spende tätigen.

Ich habe folgende Vorschläge:

Folgende Personen/Institutionen könnten sich ebenfalls für die DRH interessieren:

Bitte vergessen Sie nicht die Angabe Ihres Namens und Ihrer Anschrift und senden Sie diesen Coupon an die Adresse der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft oder an redaktion@deruge.org.

Beitrittserklärung

Ja, ich trete der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei!

Den Jahresmitgliedschaftsbeitrag von 60 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt) überweise ich auf das Konto der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei der Postbank Berlin • Konto-Nr.: 230108 • BLZ: 100 100 10.

Deutsch-Rumänische
Gesellschaft
Herrn Wilfried Lohre
Petzower Straße 11
14109 Berlin

Name:

Anschrift:

E-Mail:

Telefon:

Ort, Datum, Unterschrift: